

Academia

Politik. Wirtschaft. Religion. Kultur.

25

Caritas:
100 Jahre Nächstenliebe

28

Der ÖCV zum
Sterbeverfügungsgesetz

31

Covid: 2G und 3G
an den Unis

34 – 39

Quo vadis,
Deutschland?

GLÜCKSFALL BURGENLAND

Österreichs „jüngstes Kind“ wird 100



Ein Jahr ACADEMIA um 15 Euro
 Das Jahres-Abo im Umfang von sechs Ausgaben kostet nur 15 Euro und kann per E-Mail an academia@oecv.at oder per Telefon unter +43-1-405 16 22 31 bestellt werden. Es genügt auch einfach eine Überweisung des Abonnement-Preises auf das Konto AT11 3200 0002 1014 5050 (Academia) unter Angabe der Zustelladresse.

4
**LEBENDIGE VIELFALT
 IN KULTUR UND SPRACHE**
 Nikolaus Berlakovich

7
**NACH AMERIKA...!
 DER EXODUS
 DER BURGENLÄNDER**
 Walter Dujmovits

10
**FASZINATION
 WALLFAHRT**
 P. Karl Schauer

14
**ROT-GOLD
 DAS WEINLAND BURGENLAND**
 Otto Prieler

17
**AUF DEN WEGEN
 DES JÜNGSTEN KINDES
 VON ÖSTERREICH**
 Bernhard Pichler

21
**MÄNNER AUS DEM ÖCV
 PRÄGTEN DAS JUNGE
 BUNDESLAND**
 Thomas Kath

25
100 JAHRE CARITAS
 Michael Landau

28
**DAS LEBEN FÖRDERN,
 NICHT DEN TOD**
 Resolution des ÖCV

30
**UND WIE HÄLTST DU ES
 MIT DEN Gs?**
 Philipp Jauernik

33
**EINE SPRACHE OHNE
 STELLENWERT VERFÄLLT**
 Andreas Kubacek

34
ES SOLLTE NICHT SEIN
 Gerhard Hartmann

37
**ÄRMEL HOCHKREMPELN
 UND GÜRTEL ENGER
 SCHNALLEN!**
 Wilhelm Ortmayr

40
„DIE SCHEISS-CHRISTIN“
 Herbert Kaspar

41
**YOUR FILES
 ARE ENCRYPTED**
 Wolfram Kreipl

44
**„POLITIKER UND
 IMPRESARIO“**
 Raimund Lang

20
REZENSION
43, 45
LESERBRIEFE

LIEBE LESER!

Das Burgenland – oft belächelt und unterschätzt, mitsamt seinen Bewohnern zum Gegenstand vieler Witze gemacht, als Schlusslicht und Sorgenkind missachtet: Völlig zu Unrecht, stellt die ACADEMIA anlässlich der 100-jährigen Zugehörigkeit des ehemals westlichsten Teils Ungarns zur Republik Österreich fest. Der 1921 gewonnenen pannonischen Würze verdankt die „Alpenrepublik“ Einiges – an kulturellem Reichtum, lebendiger Vielfalt, historischer Lebenserfahrung und wirtschaftlicher Tüchtigkeit.

Dem gelebten Miteinander der Sprache und Kulturen widmet sich eingangs Nikolaus Berlakovich (A-P, A-F), die harten Zeiten der Vergangenheit und die daraus resultierenden Auswanderungswellen beleuchtet Walter

Dujmovits (A-F). Die Religiosität des Burgenlandes spiegelt sich stark wider in seinen Wallfahrtskirchen und wallfahrenden Bürgern, schreibt P. Karl Schauer OSB (NOM), während niemand besser als Otto Prieler (A-P, A-F) weiß, wie sehr auch der Wein den Landstrich prägte und prägt. Bernhard Pichler (FOE) kann dies bestätigen, er hat alle Gemeinden des Burgenlandes zu Fuß besucht und dabei seine Liebe zu seiner Heimat neu entdeckt. Wie sehr auch ÖCVer am Aufbau des jungen Bundeslandes führend beteiligt waren, beleuchtet Thomas Kath (Rg, A-F).

Der erste Heftteil ist also dem Burgenland gewidmet, der zweite startet ebenfalls mit einem Jubiläum. Caritas-Präsident Michael Landau (Alp) erklärt, warum 100 Jahre Caritas ein Grund zu Hoffnung

und Zuversicht sind, auch in schwierigen Zeiten. Das Thema „Sterbeverfügung“ bleibt aktuell, der ÖCV nimmt zum aktuellen Gesetzesentwurf ausführlich Stellung, ehe Philipp Jauernik (FIP) sich auf den Unis und FHs umsieht und deren Umgang mit der 3G-Regel analysiert. Deutschland ist das Thema zweier Beiträge: Gerhard Hartmann (Baj et mult.) analysiert das Fiasko der Union und wir bieten einen Ausblick auf das, was die Deutschen künftig erwartet, egal wer regieren wird: Runter mit den Emissionen. Abgerundet werden die aktuellen Beiträge mit Wolfram Kreipls (Vi) Blick auf die rasant zunehmende Cyberkriminalität. Der Schluss gehört einem feinen Buch über Franz Rehr (AW), den Festspiel-Impresario, das Raimund Lang (ILH, FcC) bespricht.



Ein sehr volles Heft, das hoffentlich Freude bereitet.

Gesegnete Weihnachten und alles Gute für 2020!
Bleibt (Bleiben Sie) gesund!

Wilhelm Ortmayr (Lo, NdW)
Chefredakteur

Academia Ausgabe 6/2021 (Dezember).

Medieninhaber: Cartellverband der katholischen österreichischen Studentenverbindungen (ÖCV). **Mit der Herausgabe beauftragt:** Gerhard Jandl.

Chefredakteur: Wilhelm Ortmayr. **Redaktion:** Florian Kamleitner, Lucas Semmelmeier, Herbert Kaspar, Gerhard Hartmann, Wolfram Kreipl, Josef Schuster. **Layout:** Stephanie Seiler. **Verlagsleitung:** Gerhard Jandl. **Redaktionsmanagement:** Clemens Mayer.

Adresse (alle): Lerchenfelder Straße 14, 1080 Wien; +43 1 405 16 22–31; academia@oecv.at; www.academia.or.at.

Reproduktion/Druck: Print Alliance HAV Produktions GmbH, 2540 Bad Vöslau.

Fotos/Grafiken (sofern nicht anders angegeben): ACADEMIA-Archiv, ÖCV-Archiv, Adobe Stock, privat.

Cover: Adobe Stock. **Verkaufspreis:** EUR 3,00. **Abo:** EUR 10,00/Jahr (Studenten), EUR 15,00/Jahr (Normalpreis). **Verkaufsstellen:** Wien 8, ÖCV-Sekretariat, Lerchenfelder Straße 14; Wien 15, Trafik Lipka, Mareschgasse 32. Bruck/M.: Trafik Kamper, Herzog-Ernst-Gasse 23. Hartberg: Trafik Denkmeyr, Kirchengasse 6. Innsbruck: Trafik Wacker, Museumsstraße 38; Trafik Sezemsky, Brunecker Straße 1.

Hinweise: Beiträge, die die offizielle Meinung des ÖCV wiedergeben, sind als solche gekennzeichnet. Alle anderen Publikationen stellen nur die persönliche Meinung des Autors dar. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewährleistung übernommen. Redaktionell abgeschlossen am 18.11.2021.

LEBENDIGE VIELFALT IN KULTUR UND SPRACHE

Das Burgenland feiert seinen 100. Geburtstag. Dieses Jubiläum fällt in eine schwierige Zeit, die Menschen in unserem Land haben aber mit Krisen und Rückschlägen große Erfahrung. Dieser Landstrich – das Burgenland – ist im Laufe der Jahrhunderte immer wieder verwüstet worden. Seine Bewohner haben es aber immer wieder aufgebaut.

NIKOLAUS BERLAKOVICH



Trachtengruppe der Unterwarter Ungarn, 1950er Jahre

Drei Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ging das Burgenland als einziger einst ungarischer Gebietsteil der zerfallenden Donaumonarchie nach zähen Verhandlungen und bewaffneten Auseinandersetzungen an Österreich. Sowohl Österreich als auch Ungarn hatten das Gebiet jeweils für sich beansprucht. Die „logische natürliche“ Hauptstadt Öden-

burg / Sopron entschied sich in einer Volksabstimmung für den Verbleib bei Ungarn. Übrig blieb ein Land ohne Hauptstadt, mit vielen zerrissenen Familien. Die Teilung

passte so gar nicht zu einer Region, in der schon immer viele Sprachen gesprochen wurden. Mittels Bundesverfassungsgesetz bekam das Burgenland am 1921 seinen

Namen. Dieser leitet sich von den drei ungarischen Komitaten ab, in denen das Gebiet lag: Wieselburg (Moson), Altenburg (Vas), Ödenburg (Sopron). 1925 wurde Eisenstadt Hauptstadt.

*„Mein Heimatland,
mein Heimatvolk –
mit Österreich verbunden“*

(Burgenländische Landeshymne)

Das neue Burgenland war damals als starkes Agrarland und Kornkammer sehr willkommen in Österreich, wo die Menschen in Folge des



Pötttsching, Musikkapelle Zauner unter der Leitung von Peter Zauner (sitzend, 2. von rechts), 1920er-Jahre



Stinatz, Kroatisches Brautpaar, 1930



Ungarische Volkstracht, Unterwart

Ersten Weltkrieges Not und Hunger litten. Die Menschen mussten mit Lebensmitteln versorgt werden, die Landwirtschaft sicherte auch viele Arbeitsplätze. In diesem Landstrich gab es traditionell gute Handelsbeziehungen mit den Großräumen Wien und Graz.

„Mein Heimatland, mein Heimatvolk – mit Österreich verbunden“ lautet die erste Zeile der Burgenländischen Landeshymne. Seit dem Entstehen dieser „Verbindung“ ist das Land zu einem nicht wegzudenkenden Bestandteil Österreichs geworden und hat sich in vielen Bereichen sehr gut entwickelt: in der Landwirtschaft, der Wirtschaft, dem Tourismus, der Kultur. Durch den Fall des Eisernen Vorhangs und den Beitritt zur Europäischen Union sind in den letzten 25 Jahren viele Dinge möglich geworden, die unser Land stark nach vorne gebracht haben.

Das Gebiet des heutigen Burgenlands ist uralter Siedlungsboden. Hier lebten schon seit der Ur- und Frühzeit die unterschiedlichsten

Völker: Kelten, Römer, Langobarden, Awaren, Slawen, Franken und Magyaren. Kurz gesagt: Dieses Gebiet war seit jeher schon multiethnisch. Dieser Raum war auch immer wieder Schauplatz von Kriegen und Verwüstungen. Menschen wurden verschleppt, ermordet, ganze Landstriche entvölkert und wiederbesiedelt. Damit kam es aber auch immer wieder zu einem sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Neuanfang. Nach den Türkenkriegen waren viele Dörfer verwaist. Rund 100.000 Kroaten wurden in das Land geholt und das Gebiet so wieder bevölkert. Roma hatten sich im Laufe der Zeit – wenn teilweise auch nur temporär – ebenso hier niedergelassen. Daher leben hier seit Jahrhunderten neben der mehrheitlich deutschsprachigen Bevölkerung Menschen, die Burgenland-Kroatisch, Ungarisch oder Romanes sprechen.

Während die Weitergabe von Deutsch und Ungarisch durch die unmittelbare geografische Nähe im Westen zu Österreich und im Osten zu

Ungarn gesichert war, ist es der katholischen Kirche zu verdanken, dass das Burgenlandkroatisch erhalten blieb. Dies geschah durch Weitergabe der Sprache, der Bräuche und Traditionen in den Kirchen, Schulen und Kulturvereinen.

Größere Konflikte – wie etwa in Kärnten – hat es in den letzten hundert Jahren im Burgenland zum Glück nicht gegeben.

ETHNISCHE VIelfALT IN AKZEPTANZ UND TOLERANZ

Wie kein anderes Bundesland ist das Burgenland geprägt von seiner ethnischen Vielfalt. Von den sechs in Österreich anerkannten autochthonen Volksgruppen leben drei – die Burgenland-Kroaten, die Ungarn und die Roma – in unserer Heimat. Das friedliche Neben- und Miteinander ist ein Musterbeispiel gelebter Akzeptanz und Toleranz.

Wesentlich dazu beigetragen hat die Zusammenarbeit der Politik mit den Volksgruppenorganisationen. Das Bildungswesen wurde zwei-

sprachig ausgebaut – von den Kindergärten bis zu den höheren Schulen. Das mediale Angebot in den Volksgruppensprachen ist vielfältig, von Radio über TV bis zu den Printmedien. Der technische Fortschritt ermöglicht ebenso ein vielfältigeres Angebot an digitalen Inhalten in allen relevanten Sprachen. Die zuletzt erfolgte Verdopplung der Volksgruppenförderung ist essentiell für die Arbeit der verschiedenen Vereine und Organisationen. Das Ziel ist es, das kulturelle Leben, die Sprachen und die Organisationen der Volksgruppen als wichtigen Teil der österreichischen Identität zu erhalten.

Die erwähnte Toleranz zeigte sich auch beim Aufstellen von mehrsprachigen Ortstafeln. Seit dem Jahr 2000 bereichern zweisprachige Ortstafeln das Straßenbild in burgenländisch-kroatischen und -ungarischen Gemeinden und Ortsteilen des Burgenlandes. Gemeinsam mit Bundeskanzler Wolfgang Schüssel konnten wir damals in Großwarasdorf/Veliki Borištof die erste zweisprachige Ortstafel enthüllen. Der



Bundeskanzler Dr. Schüssel beim Aufstellen der ersten zweisprachigen Ortstafel

„Öster-Reichtum“ drücke sich auch in seinen Volksgruppen aus, betonte der Kanzler dabei. Mit der Aufstellung der Ortstafeln wurde eine langjährige Forderung, die auch im Staatsvertrag 1955 niedergeschrieben wurde, erfüllt. Heute sind die zweisprachigen Ortstafeln eine Selbstverständlichkeit. Sie sind ein schönes Symbol für das friedliche Miteinander.

DIE VOLKSGRUPPEN LEBEN IHRE EIGENSTÄNDIGKEIT

Ob bei Jubiläen oder offiziellen Anlässen – die Folklore- und Tamburizza-Gruppen der Burgenlandkroaten und auch der Ungarn sind überall gerne gesehen. Besonders zu erwähnen sind auch die zahlreichen Theateraufführungen als jährliche Höhepunkte im Veranstaltungss-

kalender der kroatischen Gemeinden im Burgenland. Das Zentrum der ungarischen Volksgruppe sind die Städte Oberpullendorf und Oberwart mit Umgebung. Zwischen den Angehörigen der ungarischen Volksgruppe im Burgenland und den westungarischen Komitaten gibt es eine äußerst konstruktive Zusammenarbeit. Wie die Burgenland-Kroaten setzen die Mitglieder der ungarischen Volksgruppe im Burgenland ihre Tradition mit Musik- und Theateraufführungen fort.

Die Volksgruppe der Roma ist nicht minder aktiv, obwohl viele ihrer Vorfahren durch die Gräueltaten des Nazi-Regimes ihr Leben verloren, vertrieben oder verschleppt wurden. Seit Dezember 1993 sind die Roma

als eigene Volksgruppe anerkannt. Nur 14 Monate später, in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1995 erfolgte der heimtückische Anschlag mit einer Rohrbombe in Oberwart. Vier Angehörige der Volksgruppe der Roma wurden dabei getötet. Dieser Anschlag war ein Wendepunkt, er rückte die Volksgruppe in den medialen Mittelpunkt und verschaffte ihr mehr Aufmerksamkeit. Die teilweise prekäre Lebenssituation der Roma und Romnja war nicht mehr wegzudiskutieren. Nach und nach kam es zur dringend notwendigen und überfälligen Verbesserung der Situation der Angehörigen dieser Volksgruppe. Sie wurden nicht mehr automatisch in Sonderschulen abgeschoben oder am Arbeitsmarkt diskriminiert.

Trotz des guten Miteinanders und der vielen Errungenschaften darf nicht übersehen werden, dass die Kultur und die Sprachen der Volksgruppen zu verschwinden drohen. Die Österreichische Bundesregierung und das Parlament tun daher einiges, um die österreichischen

Volksgruppen abzusichern. Erwähnt seien folgende im letzten Jahr erreichte Erfolge:

- Das Budget für die Förderung der Volksgruppen wurde erstmals seit langer Zeit mehr als verdoppelt und somit auf knapp 8 Millionen Euro erhöht.
- Auf parlamentarischer Ebene wurde eine eigene Stelle für den Dialog zwischen Parlament und den Volksgruppen gegründet.
- Es wird eine im Parlament angesiedelte Dialogplattform zwischen allen Akteuren geschaffen.

DAS BURGENLAND IN EUROPAS MITTE

Das Burgenland hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem selbstbewussten und modernen Bundesland entwickelt. Der Fall des Eisernen Vorhangs hat das Land vom Rand in die Mitte unseres Kontinents gerückt. Das friedliche Zusammenleben der Volksgruppen im Burgenland kann Vorbild für Europa sein.



DI Nikolaus Berlakovich (A-P, A-F)

ist Sprecher für Volksgruppenangelegenheiten und Regionalsprecher der ÖVP im Nationalrat sowie Präsident der Burgenländischen Landwirtschaftskammer. Davor war er Abgeordneter zum Burgenländischen Landtag, Agrar- und Umweltlandesrat im Burgenland und Bundesminister für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft. Der Absolvent der Universität für Bodenkultur ist Landwirt und gehört der burgenländisch-kroatischen Volksgruppe an.



NACH AMERIKA...!

DER EXODUS DER BURGENLÄNDER

Mit der burgenländischen Landesausstellung 1992 („... nach Amerika“) ist die burgenländische Auswanderung wieder verstärkt ins Bewusstsein der Bevölkerung gelangt. Anlässlich des Jubeljahres greift die Schau „Unsere Amerikaner“ im Landesmuseum Eisenstadt das berührende Thema wieder auf.

WALTER DUJMOVITS



Dr. Walter Dujmovits (QIG, AIS) in der Ausstellung zur Amerikawanderung im Kulturzentrum Güssing, 1978

Mein Vater, Dr. Walter Dujmovits (QIG, AIS), hat sich der Auswanderung vieler Burgenländer schon in den Fünfzigerjahren emotional und danach auch wissenschaftlich angenommen. Nach Abschluss seines Lehramtsstudiums hat er

einige Monate in Coplay im US-Bundesstaat Pennsylvania gelebt, bei seinem Onkel und dessen Frau. Ein zweiter Onkel und viele weitere Burgenländer lebten in unmittelbarer Nachbarschaft, dazu zwei Tanten in New York. Die Mutter meines Vaters

war im Burgenland zur Welt gekommen, ihre älteren Brüder und jüngeren Schwestern aber in den USA. Diese außergewöhnliche Familienkonstellation war für meinen Vater der Schlüssel zu seinen Forschungen zur Auswanderung, die in der Monographie

„Die Amerikawanderung der Burgenländer“ gipfelte.

MEHR AUSWANDERER ALS SONSTWO

Die burgenländische Auswanderung ist nur ein kleiner Teil einer globalen Ein-

wanderungsgeschichte in die USA und nach Kanada im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Aus Italien, Irland, Skandinavien, Deutschland, Russland, auch aus den östlichsten Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie (um nur Europa zu nennen) wanderten Millionen von Menschen nach Nordamerika aus. Armut und die verlorene Zuversicht in eine sorglose Zukunft in der Heimat waren die Beweggründe.

Im Vergleich zu den übrigen Bundesländern nimmt die Auswanderung aus dem heutigen Burgenland (Deutsch-Westungarn bis zur Angliederung an Österreich) aber eine Sonderstellung ein. Von hier ging die mit Abstand stärkste Auswanderungsbewegung aus, hier fand der größte Aderlass in der Bevölkerung statt. In den 1970er-Jahren, als mehrere Zählungen durchgeführt wurden, lebten mindestens 100.000 Burgenländer und deren Nachkommen in Amerika, davon 80 Prozent in den Vereinigten Staaten, 12 Prozent in Kanada, 5 Prozent in Argentinien, 2 Prozent in Brasilien und der Rest in anderen Teilen Amerikas. 30.000 lebten in Chicago, damals viermal mehr als in der Landeshauptstadt Eisenstadt. Allein in den Jahren 1922/23 verließen 12.029 Burgenländer ihre Heimat, das sind durchschnittlich pro Monat 500 Menschen, also ein ganzes Dorf. Bis zum Ersten Weltkrieg verließen 33.000 ihre Heimat, in der Zwischenkriegszeit waren es



Amerikawanderung, Burgenländische Emigrantengruppe vor dem Büro der „Compagnie Générale Transatlantique“, Güssing 1922

immerhin noch 24.000, nach dem Zweiten Weltkrieg 5400, davon ging ein großer Teil nach Kanada (Toronto). Abzüglich der Rückwanderung beträgt der dauernde Wanderungsverlust mindestens 52.000 Personen. Die Dunkelziffer dazugezählt liegt er jedoch erheblich höher. Denn Pull- und Push-Faktoren gab es zur Genüge.

Der burgenländische Raum, Deutsch-Westungarn, war bis 1921 ein Land ohne Grenzen, ohne Namen. Der Bevölkerung fehlte ein Landesbewusstsein, es gab nichts, was einen Eisenstädter mit einem Oberwarter tatsächlich verband. Heimat war dem Burgenländer sein Dorf, nicht das Land. Leitha und Lafnitz

als Grenzen zum „Österreichischen“, zu Bruck an der Leitha, Wiener Neustadt oder Fürstenfeld wurden als solche gar nicht wahrgenommen. Hier wie dort wurde Deutsch gesprochen. Doch in Deutsch-Westungarn stagnierte die ökonomische Entwicklung. Nicht zuletzt galt hier ungarisches Erbrecht: Die zahlreichen agrarischen Klein- und Kleinstbetriebe in den Dörfern mussten unter den Erben geteilt werden, alle erhielten einen aliquoten Anteil. In einer Hand wären sie noch lebensfähig geblieben. Durch die Aufsplitterung war das nicht mehr der Fall.

Die USA hingegen standen im 19. Jahrhundert in einer Industrialisierungswelle un-

geahnten Ausmaßes, Platz war reichlich vorhanden, Optimismus und Zuversicht ebenso. Gefehlt haben anfangs die Arbeitskräfte, die wurden eben ins Land geholt.

ORGANISATION DER AUSWANDERUNG

Wer etwa in den 1880er-Jahren aus einem kleinen burgenländischen Dorf in die USA auswandern wollte, konnte dies aus eigener Kraft kaum schaffen. Sowohl die Schulbildung als auch die Lebenserfahrung in eng gesteckten Barrieren waren dafür zu dürftig. „Amerika“ galt als Sehnsuchtsort, aber wie sollte man die Reise dorthin anstellen? Die Überfahrt war teuer und musste oft lange erspart werden. Nicht selten schickte eine Familie, wie auch heute bei Migranten, zunächst einen der Söhne – der später entweder alle nach Amerika holen würde oder die Familie von dort aus finanziell unterstützen und später zurückkehren sollte.

Wesentliche Stütze beim Emigrieren waren die Agenturbüros, deren Aufgabe es war, Arbeitskräfte nach Amerika zu bringen, ja sie regelrecht anzuwerben, zumindest bis 1914. Nach dem ersten Weltkrieg wurde es etwas schwieriger am US-Arbeitsmarkt, mit der Weltwirtschaftskrise sank der Bedarf an Arbeitskräften gegen Null.

Davor aber waren die Büros elementar. Allein in Güssing (mit damals wie heute weit weniger als 4000 Einwoh-



Malermester Johann Pomper (l.) hat für den Zweigstellenleiter der „French Line“ in Güssing, Johann Fasching (r.), eine Werbetafel vollendet. Mit den zwei ausführenden Malergesellen Bukovits und Wagner. 1935.

nern) hatten fünf solcher Büros eine Niederlassung. Der Aderlass in der Region war gewaltig: Laut einer Volkszählung im Jahr 1939 lebten 21 Prozent alljener Menschen, die im Bezirk Güssing geboren worden waren, in den USA. Zu dieser schier unglaublichen Zahl (jeder Fünfte ging fort) müssen auch die Nachkommen in mittlerweile vier, fünf Generationen hinzugerechnet werden, potenzielle „Güssinger“, die sehr weit weg sind von der Heimat ihrer Vorfahren.

LEBEN IN AMERIKA

In Coplay hat mein Vater 1955 ein zweites Burgenland vorgefunden. Die Landschaft ähnelt dem hügeligen Südburgenland, Onkeln und Tanten sprachen mit ihm den „hianzischen“ Dialekt, das Deutsch ihrer Kindheit. Es ist in der Fremde unverfälscht bewahrt geblieben. Emotional schwang der Verlust der Heimat mit, gepaart mit der Hoffnung oder Sorge, dass oder ob die Lebensentscheidung des Auswanderns die richtige gewesen sei. Solange das Burgenland unter sowjetischer Besatzung war, war die Antwort eindeutig. Doch mit dem Staatsvertrag 1955 und der Wiedererlangung der Freiheit war vor allem unter den erst kürzlich Ausgewanderten seufzend zu hören: „Wenn wir gewusst hätten, dass es doch so schnell gut wird im Burgenland, wären wir nicht fortgegangen“.

Über die Jahrzehnte hatten sich die Burgenländer in

den USA eingerichtet. Viele der frühen Auswanderer siedelten im „German Belt“, dem Gürtel deutscher Besiedlung, der sich von Chicago über Detroit bis New York erstreckt. Im ländlichen Pennsylvania haben sie auch das mitgebrachte Volkstum bewahrt. Für den Bau des Panama-Kanals waren große Mengen von Zement erforderlich, der in der Landschaft um Allentown im Lehigh Valley abgebaut und verarbeitet wurde. Tausende arbeiteten in den Zementmühlen, ein großer Teil von ihnen waren Burgenländer. Da meist ohne Atemschutz gearbeitet wurde, sind viele an Silikose erkrankt und daran gestorben, so auch der Onkel meines Vaters.

In New York arbeiteten viele in den von Deutschen geführten Bierbrauereien. Andere eröffneten Geschäfte und Gaststätten. Fast jeder Stadtteil hatte seinen „burgenländischen Wirt“, 13 gab es noch lange nach dem Krieg. Besondere Treffpunkte der Burgenländer waren Castle Harbour (Bronx) und die 86. Straße in Manhattan, seit jeher der „German Broadway“. Den heimatlichen Kirtag feierten die ausgewanderten Ortsbewohner auch in Amerika. So gibt es noch heute im Juli das „Anna Picnic“ in New Yorkzeitgleich wird in der burgenländischen Ortschaft Jabling der Anna-Kirtag gefeiert.

Das wichtigste Motiv für die Gründung von Vereinigungen war das Bemühen um

soziale Sicherheit. Zunächst wurden daher Selbsthilfeorganisationen wie Krankenunterstützungs- und Sterbevereine gegründet. Einige gibt es noch heute, sie haben aber im Wesentlichen nur noch den Charakter von Heimatvereinen. Wesentlichen Anteil an der Erhaltung der burgenländischen Volkskultur haben der 1917 (mitten im Weltkrieg) gegründete „Coplay Sängerbund“ und der seit 1992 bestehende „Hianzenchor“. Ein Zentrum ist der „Northampton Liederkranz“.

Aus Sorge, ihre Heimat nie mehr wiederzusehen und daheim vergessen zu werden, ließen manche Auswanderer bald nach ihrer Ankunft mit dem früh verdienten Geld in ihrem Heimatdorf „Amerikanerkreuze“ errichten. Sie gibt es in 29 Dörfern im Burgenland.

1956 wurde die „Burgenländische Gemeinschaft“ gegründet, Zweigstellen entstanden in allen größeren Burgenländerkolonien in Nord- und Südamerika. Diese Vereinigung versteht sich bis heute als Service-Organisation für die Burgenländer weltweit. In den 1960er-Jahren hat sie Charterflüge organisiert, die viele Auswanderer nach Jahrzehnten wieder in ihre Heimat brachten. Ein kurzer Ausflug in die eigene Vergangenheit. In New York



Thomas Kath

Der für USA-Heimkehrer angelegte Ortsteil „Chikago“ in Kittsee

wird jedes Jahr die „Miss Burgenland New York“ gewählt, die dann als Vertreterin der jungen Generation am jährlichen Auslandsburgenländertreffen im Burgenland teilnimmt.

PERSÖNLICHES

Meine Großmutter war das einzige von fünf Kindern von Auswanderern, das im heutigen Burgenland geboren wurde. Ihre Geschwister haben fast ihr ganzes Leben in den USA verbracht, nur einen Teil ihrer Kindheit im Burgenland. Mein Vater, seine Schwester und deren Nachkommen sind die einzigen aus einer großen Familie aus der Nähe von Güssing, die in der Heimat leben. Alle Cousins und Cousinen sind Amerikaner geworden. Der Familienbaum, vor Jahrhunderten hier gepflanzt, blüht seit vielen Generationen hauptsächlich in Amerika. Und solche Familien gibt es viele.



Mag. Walter Dujmovits (A-F)

unterrichtet Latein und Geschichte an einem Gymnasium in Eisenstadt. Er ist Vorstandsmitglied der „Burgenländischen Gemeinschaft“.

FASZINATION WALLFAHRT

LAND UND MENSCHEN SCHÖPFEN AUS EINEM REICHEN SCHATZ

P. KARL SCHAUER

Die Burgenländer sind Wallfahrer.

Das durfte ich auch in den vielen Jahren meiner Arbeit in Mariazell erleben. Dafür mag es viele Gründe geben, historische, soziale und kulturelle. Sicher hat die Wallfahrtstradition der Burgenländer mit ihrer Herkunft und mit der Armut, die weit in unsere Zeit hineinreicht, zu tun. Wallfahrt war bis in die Nachkriegszeit hinein die einzige Möglichkeit, aus der Enge des Alltags auszubrechen und Neues zu erleben. Wallfahrt war für die arme Untertanenbevölkerung die einzige Möglichkeit, auf Reisen zu gehen. Und doch wäre es falsch, Wallfahren als Tun der „einfachen Leute“ zu degradieren.

WO DIE BURGENLÄNDER DAHEIM SIND

Im heutigen Burgenland gibt es mehr als 50 Wall-

fahrtsorte, gleichzeitig war aber Westungarn durch viele Jahrhunderte hindurch Ausgangspunkt grenzüberschreitender Wallfahrten. In der josephinischen Zeit wurde die Wallfahrt untersagt, in anderen Zeiten war sie politisch motiviert, in der Nachkonzilszeit der 60er Jahre wurde sie oft belächelt. In den letzten Jahrzehnten hat die Wallfahrt aber eine neue Faszination erlebt. Sie entspricht der Sehnsucht der Menschen und bringt Leben und Glauben, Wirklichkeit und Hoffnung in Einklang. Der lang vergessene Jakobsweg nach Santiago de Compostela ist wiederum zu einer der Hauptstraßen Europas geworden. Und wenn Pilgerwege im Mittelalter noch mit Buße, Ablass und Strafe assoziiert wurden, werden diese heute sogar als boomende Destinationen in illustren Reisekatalogen angeboten.



Basilika Frauenkirchen – Maria auf der Heide – grenzüberschreitender Wallfahrtsort für drei Länder



Propstei- und Wallfahrtskirche Eisenstadt/Oberberg. Einst der größte Wallfahrtsort des Burgenlandes und auch die „Geburtsstätte“ der 60-jährigen Diözese.



Basilika Maria Loretto – oftmals zerstört, aber nie vergessen. Am Schnittpunkt zwischen Österreich und Ungarn gelegen, ist die Basilika Heimat für viele, weit über das Burgenland hinaus.

Vielleicht stimmt es doch: Wallfahrtsorte sind die eigentlichen „Hauptstädte“ des Lebens. Jedenfalls hat Wallfahrt immer mit der Ehrlichkeit des Lebens zu tun, sie ist keine Ausnahmesituation. Wallfahrt verdichtet die Grunderfahrungen des Lebens. Sie ist Aufbruch, nicht Flucht, sie ist Gemeinsamkeit, nicht solistische Selbsterfahrung, sie ist Abenteuer, nicht langweiliger Trott, sie kennt ein Ziel, sie ist Begegnung, niemals Flucht und, sie führt immer in das Leben zurück, oft mit größerer Freude. Einfach gesagt: Pilger erfahren etwas, was ihnen „guttut“

und was sie deshalb immer wieder suchen.

Viele Mirakelbücher mit Aufzeichnungen von Gebetshörungen belegen eindrucksvoll die Wallfahrten aus dem westungarischen Raum, so ein gedrucktes Mirakelbuch von 1749: „Menschen Teutscher, Ungarisch und Croatischer Nation“ waren auf Besuch. Genannt werden Orte wie Rom, Aachen, Altötting, Regensburg und natürlich Mariazell. Durch das Schatzkammerbild in Mariazell war ein direkter Bezug zu den Ungarn gegeben. Viele ungarische Adelsfamilien, darun-

ter auch die Esterházy, waren besondere Förderer dieses Wallfahrtsortes und die schönsten Votivgaben dieser Familie sind heute noch zu sehen. Fürst Paul Esterházy besuchte Mariazell 58mal. Im Jahr 1692, so wird berichtet, ist Mariazell sogar von 11.000 Pilgern aus Westungarn aufgesucht worden.

FÜRSPRECHER DER ARMEN UND DER „KLEINEN LEUTE“

Viele Orte im Burgenland sind Marienwallfahrtsorte: Maria Weinberg, Maria Loretto, Lockenhaus, Eisenstadt-Oberberg, Maria Bild,

Rattersdorf, Güssing, Frauenkirchen, Ollersdorf, Forchtenstein, Dürnbach.

Aber auch die alten Martinskirchen sind zahlreich im Burgenland. Der „Burgenländische Martinsweg“, erst vor einigen Jahren in die Liste der Europäischen Kulturwege aufgenommen, verbindet diese Orte unseres Landes- und Diözesanpatrons. Die Basilika Güssing hebt sich hervor mit dem einzigen Seligen unseres Landes, Ladislaus Batthyány-Strattmann, Fürsprecher der Kranken, Arzt der Armen. Forchtenstein ist eine österreichweite



**ES IST SCHÖN IM SKIURLAUB
BUNDESBRÜDER ZU TREFFEN!**

Großer Wellnessbereich, Gourmet-Küche, gemütliche Zimmer direkt an der Skipiste.

-15% CV-Rabatt!

Auf Euren Besuch freut sich
Michael Sammer v/o Mikele BbG.

NOCKRESORT Hotel & Spa | Bad Kleinkirchheim, Kärnten
04240 8186 • hotel@nockresort.at • www.nockresort.at





Basilika Güssing – Grabstätte des seligen Ladislaus Battyány-Strattmann, Augenarzt, Gedenktag am 22. Jänner

Besonderheit mit der heiligen Stiege. Drei Wallfahrtskirchen sind Basiliken, andere auch Stätten der Kultur, so das Grab Joseph Haydns am Oberberg, alle aber sind sie auch ein Wirtschaftsfaktor. Manche Pilgerorte sind völkerverbindend und bei unseren Nachbarn in Ungarn, in der Slowakei und in Slowenien nicht weniger bekannt als bei uns, andere Orte wiederum schreiben nahezu exklusiv die lebendige Wallfahrtstradition der burgenländischen Kroaten.

INTERNATIONAL VERBUNDEN

Der „Ungarisch-Österreichische Marienweg“, der von Csiksomlyó (Schomlenberg) in Siebenbürgen quer durch Ungarn und das Burgenland nach Mariazell führt, ist unterteilt in einen südlichen und einen nördlichen Marienweg und verbindet die vielen regionalen Pilgerwege.

Der „Burgenländische Jakobsweg“ ist an den internationalen Pilgerweg des

großen Pilgerpatrons abgeschlossen.

Diese Pilgerwege führen an vielen Kirchen, Kapellen, Pilgerstätten, Stelen, Marterln und Wegkreuzen vorbei, die den Pilgern, Wallfahrern und Wanderern bestens vertraut sind.

DIE WEGE UNSERES LEBENS SIND PILGERWEGE

Der Weg ist nicht das Ziel – aber das Gehen des Weges ist ein Bild für das Leben. Die erste Motivation für eine Wallfahrt ist nicht die Selbsterfahrung, nicht das Ausloten der physischen Kräfte. Wallfahrt betrifft den ganzen Menschen, Leib, Seele und Herz, den Menschen mit seiner Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, mit seiner unbändigen Sehnsucht nach Zielen und mit der Ahnung, dass es im Leben mehr gibt als Geld, Konsum, Leistung, Versagen und Gelingen. Der Mensch bleibt immer ein Wesen des Weges, er macht Erfahrungen, teilt diese mit anderen und erfährt sich auf dem Weg als Beschenkter.

Jeder Pilgerweg wird so zu einer verdichteten Lebenserfahrung, vielleicht auch Gottese Erfahrung. Wer als Pilger aufbricht, vertraut der bedingungslosen Güte Gottes, seiner Zuwendung und Liebe zu den Menschen. Gott allein vermag unsere Verzweiflung, Trauer und Resignation in Hoffnung, unsere Mutlosigkeit und Müdigkeit in Mut zu wandeln und das Vertrauen in einen Neuanfang zu wecken.

Eigentlich kommt die Wallfahrt aus der Wahrheit Gottes. Er nimmt den Menschen in seinen Blick, er geht auf den Menschen zu, er ist eigentlich „der“ Wallfahrer! Sein Ziel ist der Mensch.

WALLFAHREN HILFT

An vielen Wallfahrtsorten gibt es eine Fülle von Motivbildern und Motivgaben. Sie sind eigentlich Kurzgeschichten des Lebens, Dank für unerwartete Hilfe. Diese Kurzgeschichten können auch heute weitergeschrieben werden und verbinden mit den Lebenserfahrungen der Generationen vor uns. Unheilbare Krankheiten, Unfälle, Epidemien, Lebens- einbrüche waren immer so schmerzvoll wie heute, sie zeigen unsere Zerbrechlichkeit. So kennen nahezu alle Religionen das Phänomen der Wallfahrt – in der heiligen Stadt Jerusalem sind die drei großen monotheistischen Religionen beheimatet. Die Gnadenbilder und Gnadenorte stehen für die Konkretheit der Zuwendung

Gottes, er hinterlässt bleibende Spuren.

WALLFAHRT IST AUFBRUCH UND ABENTEUER

Die Wallfahrer hat es immer gegeben und es wird sie auch in Zukunft geben.

Nicht die Größe oder Entfernung eines Pilgerortes ist das Ausschlaggebende, sondern die Sehnsucht. Das Ziel macht Lust auf das große Abenteuer der Begegnung mit dem Fremden, dem Unbekannten, dem Vergessenen, aber auch mit dem Vertrauten, dem Erhofften, Ersehnten, vielleicht auch mit dem, der mein Leben heilt. Pilgerorte, mögen sie noch so klein und unbedeutend sein, sind immer auch Stätten der Gastfreundschaft, offen und einladend.

Im ganzen Burgenland stehen unzählige Säulen mit den Heiligen Rochus und Jakobus. Die beiden Wallfahrtspatrone, die Wallfahrerkreuze, Säulen und Bildstöcke entlang der Wege lassen vermuten, dass es sich immer noch lohnt, auf der Spur Gottes zu bleiben.

P. Mag. Karl Schauer (NOM)

Jahrgang 1956, Bischöfl. Gymn. Graz, Studium in Graz und Rom, 1976 Eintritt in die Benediktinerabtei St. Lambrecht, Priesterweihe 1983, Seelsorge in Judenburg, Kaplan in St. Lambrecht und Jugendseelsorger im Dekanat Murau, Religionslehrer am BORG und



an der HBLA Murau, Lehrtätigkeit an der Universität Graz, 1987 Studentenseelsorger in Graz, 1992 bis 2016 Superior von Mariazell. Ab 2016 als Bischofsvikar in der Diözese Eisenstadt mit den Schwerpunkten: Wallfahrts- und Tourismusseelsorge, Berufungspastoral, Beauftragter für die Ständigen Diakone.

UNFALLHEILBEHANDLUNG mit modernsten Methoden und Technologien



In den sieben Unfallkrankenhäusern der Allgemeinen Unfallversicherungsanstalt AUVA kümmern sich mehr als 2.500 hochspezialisierte Fachleute schwerpunktmäßig um Verletzte nach Arbeitsunfällen. Mit modernsten Methoden und Technologien werden jährlich rund 380.000 Personen behandelt, davon etwa 46.000 stationär. Die Unfallheilbehandlung gehört – neben Prävention, Rehabilitation und finanzieller Entschädigung – zu den Kernaufgaben der AUVA als gesetzliche Unfallversicherung.



ROT-GOLD

DAS WEINLAND BURGENLAND

Kein anderes Bundesland ist so stark und flächendeckend vom Wein geprägt wie das Burgenland. Das allein rechtfertigt es, ihm in dieser ACADEMIA einen eigenen Artikel zu widmen. Doch viel wichtiger: Er hat sich hervorragend entwickelt – vom Haustrunk über Fasswein und Doppler zum echten Kultgetränk.

OTTO PRIELER



Das Burgenland war, ist und wird immer ein bedeutendes Agrarland sein. Als drittgrößtes Ackerbaubundesland haben wir mit zehn Prozent der österreichischen Ackerfläche die Verantwortung für die Ernährung von 800.000 Österreichern, weshalb die Region Deutschwestungarn vor 100 Jahren als „jüngstes Kind von Österreich“ (lt. Text Burgenländische Landeshymne) und als

Kornkammer herzlich willkommen war. Im Weinbau ist dieser Auftrag noch essentieller: Als zweitgrößtes Weinbaubundesland versorgen wir zwei Millionen Österreicher mit diesem köstlichsten aller „Grundnahrungsmittel“.

ES KELTERTEN SCHON DIE KELTEN

Der Weinbau ist im Burgenland nicht eine Errungen-

schaft der letzten 100 Jahre, sondern hat eine über 2700-jährige Tradition. Ein Gefäß mit Traubenkernen aus der Hallstattzeit in Zagersdorf, ein keltisches Rebmesser aus der Latènezeit in Rechnitz sowie zahlreiche Funde entlang der Bernsteinstraße – römisches Rebmesser in St. Georgen – zeugen davon, dass der Wein schon immer zu diesem Landstrich und seinen Menschen gehörte.



Römisches Rebmesser
um 150 n.Chr., St. Georgen

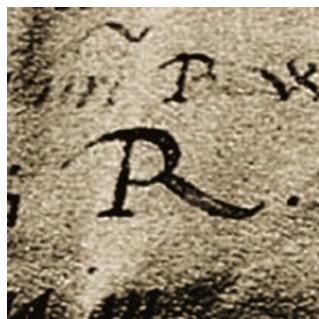
In den Wirren der Völkerwanderung verlieren sich die nachweislichen Spuren des Weinbaus, welcher aber schon im Hochmittelalter

durch Landschenkungen an Klosterorden wieder einen Aufschwung erlebte. Im 13. und 14. Jahrhundert erreichte der Weinbau seine größte regionale Verbreitung: In fast allen Ortschaften des Burgenlandes wurden Weinreben für den sogenannten *Haus-trunk* gepflanzt.

Die Ankurbelung der Weinproduktion für den Markt und die städtischen Gebiete erfolgte durch die Türkenkriege. Die Okkupation weiterer Teile Ungarns durch die Osmanen führte zu einer beachtlichen Vergrößerung der Weinbaufläche im heutigen Burgenland auf über 2000 ha. Neben Adel und Klöstern stammte ein großer Teil der westungarischen Weingartenbesitzer aus dem Bürgertum.

FRÜHZEITIGES MARKENBEWUSSTEIN

Beim Handel mit *Weinfässern* kannte man bereits im 16. Jahrhundert einen Markenschutz: Das Ruster „R“ und in späterer Zeit das Neusiedler „N“ oder das Joiser „G“ für Gyois auf den Weinfässern waren ein Garant für den entsprechenden Ursprung und höchste Qualität. Neben



Altes Pergament, Fassbrand „R“

diesen markengeschützten Weinen gab es die Klassifizierungen in schlechte, mittlere und gute Weine bzw. den „Ungarwein“ oder „Seewein“, der besonders für den Export geeignet war. Wein war und ist im Burgenland auch ein Zahlungsmittel: Nicht nur fürstliche Beamte – wie Joseph Haydn – erhielten neben Geld ihren Lohn auch in Wein ausbezahlt. Auch die Freistadtwürden von Eisenstadt (1648) und Rust (1681) wurden zusätzlich mit beträchtlichen Weinmengen erworben.

Im 17. und 18. Jahrhundert kam es wieder zu einer massiven Reduzierung der Rebanbaufläche durch kriegsbedingte Wirren. Die Reblauskatastrophe hatte Ende des 19. Jahrhunderts zur Folge, dass praktisch alle Weingärten gerodet und mit resistenten amerikanischen Unterlagsreben neu ausgepflanzt werden mussten.



Schnittweingarten Pyramidenunterstützung 1957

1923 schlossen sich zahlreiche Weinbauvereine landesweit zu einem Weinbauverband zusammen. Die erste burgenländische Landesweinkost fand als Wein-



Landesweinkost in Eisenstadt im Mai 1933 mit der Musikkapelle Zauner LK Burgenland

marketingmaßnahme im April in Eisenstadt statt, wo 29 Weinbaugemeinden ihre Kostproben anboten. Dafür wurde sogar ein „Extrazug“ organisiert, um die Mitglieder der Wiener Gastwirtegenossenschaft nach Eisenstadt zu bringen.

KONSEQUENTE SCHULUNG STEIGT DIE QUALITÄT

Eine wichtige Initiative zur Hebung der Weinqualität im Burgenland war die Gründung der Weinbauschule in Rust im August 1933, die auch vom Kammeramtsdirektor, Landesrat und spä-

teren Landeshauptmann DI Sylvester (BbW, A-P) ausging. Zur Hebung der Qualität wurde über die richtige Bodenbearbeitung sowie Pflege und Düngung der Weingärten informiert und es wurden sieben Beispielkeller eingerichtet, in denen Fachleute Kurse über die richtige Lese, die Mostgewinnung und die fachgerechte Mostbehandlung, die Pflege des Jungweines, die zweckmäßige Einrichtung des Kellers und die Pflege der Geräte und der Fässer abhielten. Auch das Rebsortiment, welches noch nach dem Ersten Weltkrieg aus alten ungari-



Landesweinkost in Eisenstadt im Mai 1933 mit der Musikkapelle Zauner LK Burgenland

schen Massenträgern bestand, wurde durch die Errichtung von Rebschulen sowie Treibhäusern und Veredlungskursen sukzessive auf Qualitätsrebsorten umgestellt.

Die Einführung der Hochkultur ab den Fünfzigerjahren und die damit mögliche Mechanisierung führte zu einer enormen Flächenausweitung auf über 21.500 ha. Auch wenn es im Trauben- und Fassweinmarkt immer wieder Preiseinbrüche gab, begann in einer Art Goldgräberstimmung die gute Zeit der Flaschenweinvermarktung. Doppler (zwei Liter) und Boutheille (0,7 Liter) wurden österreichweit und auch schon im Ausland vermarktet. Parallel dazu wurden Verkostungen und Prämierungen organisiert, um den Absatz und die Qualität zu steigern, was bis Anfang der 1980er Jahre eine gute Einkommenssituation ermöglichte.

Die großen Erntemengen und die besonders im Export stark nachgefragten Süßweine führten dazu, dass einzelne Weinhändler – nicht nur im Burgenland – längere Zeit in großem Stil Weinpanscherei betrieben, indem auch „Normalwein“ mittels Diethylenglykol zu „Prädikatswein“ verfälscht und die Papiere manipuliert wurden. Dies konnte schließlich im Frühjahr 1985 durch die Kelereiinspektion nachgewiesen werden, was in Deutschland, dem Hauptabsatzgebiet des verfälschten Weines, zum Skandal hochstilisiert wurde. Vorerst waren die Folgen für

unsere Weinwirtschaft katastrophal: Der Export kam fast zum Erliegen, der Inlandskonsum ging markant zurück und das Image war auf Jahre hinaus ruiniert. Durch den Weinskandal und den Preisverfall wurden die Weinbauflächen bis heute auf 13.100 ha reduziert. War das Burgenland davor zu 80 Prozent ein Weißweinland, liegen wir aufgrund der Rodungen speziell im Weißweinbereich heute bei ca. 58 Prozent Rotweinanteil.

Letztendlich führte diese Zäsur jedoch zu einem Umdenken. Nicht die Quantität, sondern die Qualität rückte sowohl in der Gesetzgebung als auch beim Produzenten und Konsumenten in den Vordergrund, weshalb das Burgenland heute als ein Spitzenweinbauland gilt. Gerade die Weinbauern haben dabei gezeigt, wie wichtig Werbung und ein solidarisches Auftreten sind und haben durch viele gemeinsame Initiativen, aber auch durch Bündelung der Marketingaktivitäten den „Karren wieder flott gekriegt“.

WEIN WURDE ZUM WIRTSCHAFTSFAKTOR

Die Entwicklung ging von den damals neu gegründeten Markenweingemeinschaften bis zur aktuellen DAC-Struktur. Heute leistet die Wein-

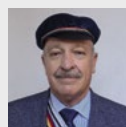
wirtschaft nicht nur einen erheblichen Teil der Wertschöpfung, sondern ist als Imagebringer und Botschafter im In- und Ausland nicht mehr wegzudenken. Einer IHS-Studie zufolge generierte 2014 der Wein im Burgenland 234 Mio. Euro entlang der Wertschöpfungskette, was 3,4 Prozent der Bruttowertschöpfung ausmachte und damit 7400, also über sechs Prozent, der Arbeitsplätze sicherte.

Unsere Weinbaubetriebe werden heute von bestens ausgebildeten, hochmotivierten, innovativen und kompetenten Weinbäuerinnen und Weinbauern – erfreulicherweise oft schon von einer sehr jungen Generation – geführt. Waren vor vier Jahrzehnten nur wenige Weinbaubetriebe über die Grenzen hinaus bekannt, gibt es heute sehr viele klingende Namen und immer wieder Newcomer, die sich bei nationalen und internationalen Verkostungen und Weinwettbewerben die höchsten Auszeichnungen holen.

Dabei wird auf die regionaltypische Stilistik, moderne Technologie und Nachhaltigkeit in der Produktion besonderer Wert gelegt. Viel Augenmerk widmet die Branche auch der Kundenbindung, die durch Präsentationen, Hoffeste und Erlebnisse am Betrieb immer persönlicher wird und nicht selten Event-

charakter hat. Die Covid-Krise hat gezeigt, wie wichtig es ist, diese Kundenkontakte, die Vermarktung und Präsentation auch auf virtueller Ebene weiterzuführen

Letztendlich muss sich auch der „freie“ Trauben- bzw. Fassweinmarkt endgültig zu einer qualitätsorientierten Vertragslandwirtschaft mit guten Winzergenossenschaften oder Flaschenweinvermarktern entwickeln. Mit dem nötigen Wissen, Fleiß und Ehrgeiz haben unsere Betriebe zum hervorragenden Ruf des burgenländischen Weines als *Kultgetränk* in der ganzen Welt beigetragen. Nun gilt es für sie die kommenden Herausforderungen zu meistern, sowohl auf den Weinmärkten dieser Welt als auch in den Weingärten, wo die klimatischen Veränderungen nicht zu übersehen sind. Für das Burgenland als qualitativen Dominator auf dem Rot-, Weiß- und Süßweinsektor hätte man jedenfalls keine passenderen Landesfarben finden können als rot-gold.



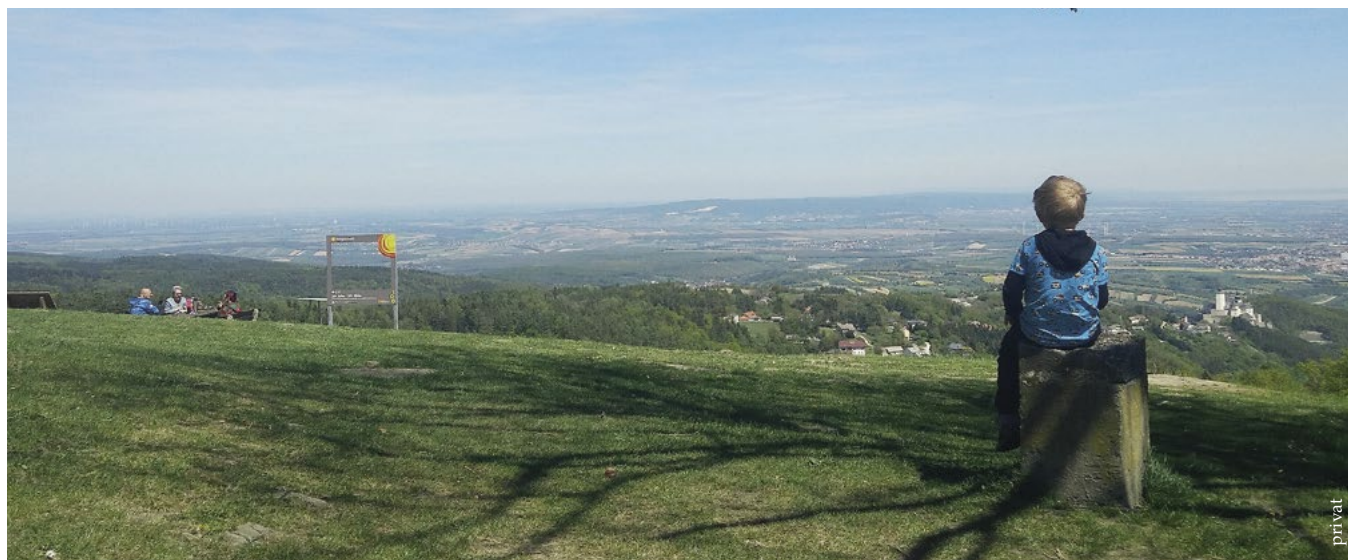
Prof. Dr. Otto Prieler (A-P, A-F)

ist seit 1982 in der Burgenländischen Landwirtschaftskammer als Berater, Bezirksreferent sowie Abteilungsleiter für Sonderkulturen („Weinbaudirektor“) tätig und seit 1997 Kammerdirektor.

AUF DEN WEGEN DES JÜNGSTEN KINDES VON ÖSTERREICH

Wenn uns Zeiten des Lockdowns zu etwas die Chance gegeben haben, dann dazu, unsere nähere Umgebung genauer kennenzulernen, statt schon beim kleinsten Funken errungener Freizeit ins Ausland abzuheben. Manche stürmten den Bau- und Elektronikfachhandel, um die eigenen vier Wände auszustatten, andere versuchten, die Heimat kennen und (er)leben zu lernen.

BERNHARD PICHLER



Blick von der Rosalienkapelle (rechts die Burg Forchtenstein)

Wem einmal die Freude zuteilwerden sollte, seinem Großvater zu seinem 100. Geburtstag beglückwünschen zu können, der wird sich zwangsweise auch mit der Frage konfrontiert sehen: Was soll ich ihm schenken? Da er die 27. Krawatte bereits von seiner Frau, die zugehörige Krawattennadel von Tante Erna und die obligatorische

Großpackung Mon Cheri schon von einem der 14 Ur-enkel erhalten wird, bleiben in der Regel nicht mehr allzu viele Optionen offen. Und weil mein Opa dieses Jubiläum leider nicht mehr erleben durfte und vermutlich auch net *owakommen wird auf an schnö'n Kaffee*, wandte ich mich einem anderen 100-jährigen Geburtstagskind zu

und schenkte ihm das, was ich auch meinem Großvater geschenkt hätte: Zeit.

OB ICH BURGENLÄNDER BIN?

Ähm...ja?! Natürlich, immerhin bin ich ja in Eisenstadt geboren. Nun gut, weder meine Vorfahren noch meine großen Brüder stammen aus Österreichs fernen Osten,

weshalb ich mit einem familiären Potpourri aus Oberösterreich, Kärnten, Wien, München, Bayrischem Wald und sogar Wolgadeutschland aufwarten kann. Insofern mögen mir eingefleischte Fredl Fesl-Fans wohl zu recht entgegenhalten: *Nur weil a Katz im Backofen Junges kriagt, san des a kane Semmeln.*

Hinzu kommt, dass ich beinahe meine gesamte Pflichtschulzeit im cisleithanischen Feindesland absolvierte, weshalb sich auch mein Freundeskreis zunächst mehr auf das Industrieviertel denn auf das Blaufränkischland konzentrierte. Während daher meine Landsleute in der Volksschule lernten, wie der Purbacher Türke trotz nachhaltigem Verzichts auf Schweinefleisch und Rotwein zu einem blühenden Beispiel gelungener Integration wurde, durfte ich mich damit beschäftigen, wo die geografische Grenze zwischen Wein und Most verlief.

Nachdem sich mein Lebensmittelpunkt nach Eisenstadt verlagert hatte, stand ich armer Tor nun da und hatte keinen Schimmer von der Geschichte, Kultur und Geografie des Burgenlandes – wie konnte ich es dann Heimat nennen? Und da dies Dinge waren, die sich weder auf dem HTL-Lehrplan wiederfanden noch während der Studienzeit in Wien aufschnappen ließen, änderte sich an meinem Unwissen auch nichts, bis meine eigenen zwei Buben in Eisenstadt das Licht der Welt erblickten. Und dann kam der Lockdown.

WANDERN IM LOCKDOWN

Während ich meinen Nachbarn dabei zusah, wie sie in aller Herrgottsfrüh mit quietschenden Reifen losstarteten, um anhängerweise Baustoffe, Klopapier und Germ nach Hause zu karren, machte ich mich auf zu meinem alltäg-

lichen Spaziergang – schon wieder. Zum hundertsten Mal Tür auf, rechts, links, Tür fällt donnernd ins Schloss, Hund eins bellt, rechts über die Bahngleise, der Straße entlang, Hund zwei bellt, aufpassen: Schlagloch, der 06:42-Zug, Hund drei bellt und nach 20 Minuten war eines der Ortsschilder meiner Heimatgemeinde Purbach erreicht.

Doch statt wie sonst einfach umzukehren, verharrte ich diesmal an Ort und Stelle: Eigentlich eine Schande, dass ich noch nie in Loretto war, einem der wichtigsten burgenländischen Wallfahrtsorte und keine vier Stunden Fußmarsch von hier entfernt. Der Entschluss war rasch gefasst, da ließ ich mich auch nicht von meinen Lederhalbschuhen, nicht von den frostigen Temperaturen, nicht vom Schnee abhalten. Einmal noch tief durchatmen – los.

Als ich am Abend mit kaputten Schuhen, leicht unterkühlt, aber freudestrahlend zurückkam, schrieb ich eine Liste, was ich hierzulande alles noch nicht gesehen hatte und mein Vorhaben zum 100-jährigen Bestehen des Burgenlands war geboren: Ich wollte alle 171 Gemeinden zu Fuß oder per Fahrrad besuchen, um so viel wie möglich von meiner Heimat zu sehen, sie besser kennenzulernen und intensiver zu erleben. Markt Neuhodis – ich komme!

Am Ende sollte ich mein Projekt passenderweise zum



Mittelpunktstein des Burgenlandes bei Unterpullendorf

11.11.2021, für die einen Faschingsbeginn, für uns das Fest des Hl. Martin, abschließen und dabei über 1400 km zu Fuß bzw. per Fahrrad zurückgelegt haben, was in etwa 7-mal der Strecke vom nördlichsten zum südlichsten Punkt des Burgenlandes oder einmal der Strecke Wien-London entspricht.

DOU WOAR AMUL...

Auf den Wegen des jüngsten Kindes von Österreich entdeckte ich viel Neues, einiges Altbekanntes, hörte jede Menge Geschichte, Geschichten und G'schichtln. Ich lernte, dass Steinbrunn ursprünglich (seit 13./14. Jh.) eigentlich Stinkenbrunn hieß (kroat. heute noch Štikapron) und nur auf Wunsch der Bevölkerung per 1.1.1959 in eine unverfänglichere Form umgetauft wurde. Ich lernte, dass Nikitsch weder der Kosenname von Chruschtschow war noch, dass Deutsch-Tschantschendorf ein kroatischer Zungenbrecher ist. Ich besuchte erst-

mals Tschanigraben, mit 65 Einwohnern (Stand 1.1.2020) zweitkleinste Gemeinde Österreichs (gleich nach dem Tiroler Gramais mit 41). Ich lernte die Gastfreundschaft der Bewohner und Bürgermeister, Landwirte und Lokalbetreiber kennen.

Ich besuchte die Rosalienkapelle bei Forchtenstein, wo wir Muttertag feierten, sah, dass Sigleß die Ortstafel von Donnerskirchen recycelte, da deren Ortsname auf der Tafel noch durchschimmerte, und kaufte einen Stoober Plutzer als Andenken. Ich sah das Ei des Herzens in Unterpullendorf und den geografischen Mittelpunkt des Burgenlandes. Ich wanderte auf dem Baumwipfelweg in Althodis und dem Planetenwanderweg in Bernstein. Ich traf Freunde, Verwandte und Bekannte in Kittsee und Deutschkreutz sowie in Ollersdorf und Bildein.

Dort im Süden machte ich auch erstmals mit dem Hanzischen Bekanntschaft,



Tiefster Punkt Österreichs

dem ureigenen burgenländischen Dialekt. Als ich nämlich mitten im Nirgendwo auf der Suche nach einer Unterkunft auf einen Weiler stieß, trat ein älterer Herr mit Rollator auf mich zu. Gefragt, wie weit es denn noch bis zur nächsten Herberge sei, antwortete er mir zwar sehr hilfsbereit, nur verstand ich ebenso wenig, als hätte er mir in Parsel oder Farsi geantwortet. Auf meinen verständnislosen Gesichtsausdruck reagierend, wiederholte er alles nochmal ganz langsam. Als ich nach zwei weiteren Versuchen noch immer nicht begriff, begann er zu schreien, bekam einen hochroten Kopf, weil er meinte, ich führe ihn an der Nase herum, und deutete immer hektischer mit der freien Hand in der Gegend umher. Zum Glück kam seine rumänische Pflegerin zu Hilfe und übersetzte mir seine Anweisungen, sodass ich schließlich mit den erforderlichen Informationen von dannen ziehen konnte. Ja, tatsächlich, eine rumäni-

sche Pflegerin musste dem einen Burgenländer übersetzen, was der andere Burgenländer ihm zu erklären versuchte.

Natürlich lernte ich das Burgenland auch aus meteorologischer Sicht besser kennen, zumal ich mich vor Hagelkörnern in Oberwart ebenso in Sicherheit bringen musste wie vor heftigen Sturmböen in Lockenhaus. Ich stapfte durch Schneewehen bei Stotzing und wurde vom Regen bei Mariasdorf weggespült. Ich wanderte bei strahlendem Sonnenschein auf den Csaterberg und in tiefdunkler Nacht über das Leithagebirge. Das kam so: Meine herumwirbelnden Buben hatten sich nächtens wieder in das eheliche Gemach geschlichen und raubten mir auch diese Nacht den Schlaf, sodass ich mich kurzentschlossen aus dem Bett wuchtete und in den schwachen Mondschein hinaustrat, um von Purbach über Winden, bei den verlassenen Bärenhöhlen vorbei durch den Wald über

EIN PLATZ IN DER HERBERGE: CASA BETANIA IN MEXIKO

Über ein Viertel aller Menschen, die sich auf der Flucht befinden, leben in Lateinamerika. Sie verlassen alles, weil sie von Paramilitärs bedroht, von Behörden aus ihrem angestammten Land vertrieben oder ihre Kinder von kriminellen Banden rekrutiert werden. Frauen flüchten vor Gewalttätern und Menschenrechtsaktivisten vor den Todeskommandos.

Diese Menschen suchen einen sicheren Platz, denn sie wollen nur Eines: leben.

Sie verlassen alles, weil eine unsichere Flucht sicherer ist, als zu bleiben.

„Casa Betania“ ist nicht ihr Ziel. Jedoch können die Flüchtenden rasten, essen und sich von ihren Strapazen erholen. Die Steyler Missionare und ihre Mitarbeiter*innen hören sich die Leidensgeschichten der Heimatlosen an. Sie versorgen Kranke und Verwundete. In der Herberge erfahren viele erstmals wieder, wie es ist, als Mensch behandelt zu werden.

Bitte schenken Sie Menschlichkeit, schenken Sie Geborgenheit und Sicherheit.



Spenden: IBAN: AT26 2011 1800 8068 0800
Spendenzweck: 1159X
www.steylermission.at

das Leithagebirge bis nach Bruckneudorf und über Kaisersteinbruch wieder zurück zu wandern.

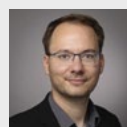
Träufelte mir die Dunkelheit insbesondere im Wald anfangs noch Unbehagen ein, konzentrierte ich mich mehr und mehr auf die frische Luft, die mich umgab, und die Ruhe, die mich erfasste. Nach einigen Stunden des Umherwanderns kauerte ich mich geruhsam mitten im Wald auf einen Felsen nieder und verharrte dort für die restliche Nacht. Es war so leise und so still und doch wieder auch nicht. Es war so dunkel und finster und doch wieder auch nicht. Ich war so allein und verlassen und doch wieder auch nicht.

Sobald die ersten Anzeichen der Morgendämmerung durch das dichte Geäst des Waldes schimmerten, hastete ich bergaufwärts, um einen besseren Blick auf den nahenden Sonnenaufgang zu erhaschen. Just in dem Moment, als ich eine Lichtung erreichte, bot sich mir ein Ausblick dar, der schöner nicht sein konnte: Die ersten Sonnenstrahlen blinzelten über den Horizont und das Bundesland der aufgehenden Sonne erstrahlte in seiner goldenen Pracht.

Im tiefen Dunkel der Nacht wie im gleißenden Sonnenlicht habe ich das Burgenland erlebt. Da erkannte ich meine Heimat. Und mich selbst: *Ja, ich bin Burgenländer*

Als ich am pannonischen Dach der Welt des Geschriebensteins im Wogen der Baumwipfel meine innere Ruhe wiederfand. Als ich inmitten der Ruine des Kreuzstadels in Rechnitz über die verzweifelnde Vergangenheit sinnierte. Wie ich dem Tosen der Wellen des Neusiedler Sees meine wütenden Fragen entgegenschleuderte. Wie mir das Säuseln des Windes im Seewinkel die sanften Antworten zutrug. Wie ich dem Klappern der Störche in ihren Nestern lauschte...

*...die Erhabenheit der Burgen erlebte.
Die sanften Hügel der Weinberge.
Das grenzenlose Tor gen Osten.
Am Bett der Raab.
Am Heiderand.
Du bist und bleibst mein teures Burgenland.*



MMag. Dr. Bernhard Pichler LL.M. (FOE)

ist Jurist und Buchautor. Als leidenschaftlicher Pilger wanderte er bereits auf vielen Wegen quer durch Europa und verfasste hierzu mehrere Bücher.

REZENSION —

„NOTWENDIG UND LOGISCH“ Wilhelm Ortmayr (Lo, NdW)



Noch einmal „100 Jahre Burgenland“: Der MKV-Landesverband des östlichsten Bundeslandes hatte heuer Pech. Wegen der Covid-Einschränkungen musste der

Pennälertag des MKV, der wegen des Jubiläums in Eisenstadt stattgefunden hätte, abgesagt werden. Umso beachtlicher ist, dass der BMV die Festschrift zu diesem Ereignis dennoch realisiert hat. Das Buch ist kürzlich erschienen.

Der vom Wahl-Burgenländer Alexander Biach (Rg) herausgegebene Sammelband geht ganz bewusst zurück an die Wurzeln des Landes. „Die notwendige und logische Integration des ehemaligen Deutsch-Westungarns in Österreich ist unseren jungen Mitgliedern kaum mehr bewusst – woher auch?“ schreibt BMV-Ehrenvorsitz-

zender Gerhard Mitrovits (A-F) völlig richtig in seinem Nachwort. Aus dieser Motivation heraus versuchen die Autoren, von denen einige auch in dieser Ausgabe der ACADEMIA zu lesen sind, für die Nachgeborenen die damaligen Umstände und Rahmenbedingungen zu erklären und zu hinterfragen. Damit geben sie einen durchaus neuen Blick auf die historischen und gesellschaftlichen Umstände, die zum erfolgreichen Weg des Burgenlands in Österreich geführt haben.

Geschrieben wird zwar leicht lesbar, also ohne Anspruch auf streng wissenschaftliche

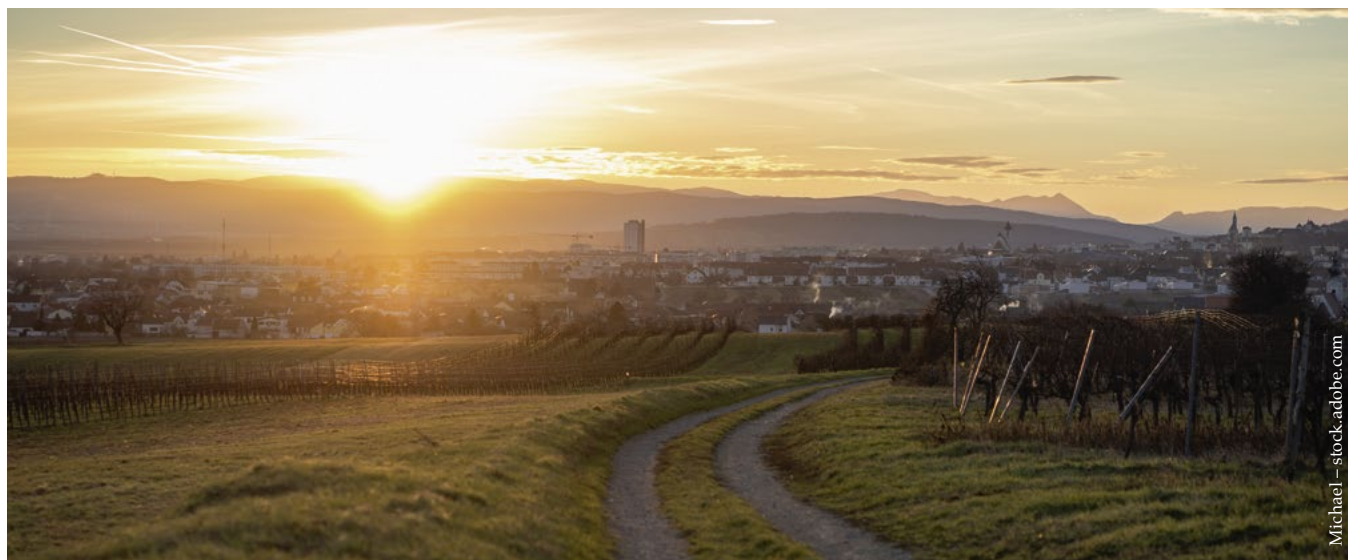
Schreibweise, die Artikel halten inhaltlich aber jedem wissenschaftlichen Qualitätsanspruch stand. Das und die reiche Bebilderung geben diesem Buch seinen Wert. Jeder historisch oder gesellschaftspolitisch Interessierte wird daran Freude haben, auch (oder gerade) wenn er keine besondere Beziehung zum Burgenland hat.

Allen MKVern wird die Festschrift mit der nächsten Ausgabe des „Couleur“ zugesandt. Darüberhinaus kann sie gegen eine kleine Spende bestellt werden bei gerhard.ba.mitrovits@gmail.com oder wolfgang.lackner@mvmvb.at

MÄNNER AUS DEM ÖCV PRÄGTEN DAS JUNGE BUNDESLAND

Als das Burgenland vor 100 Jahren gegründet wurde, sah es sich beim Aufbau der Verwaltung und Zivilgesellschaft zunächst mit dem Problem einer sehr dünnen akademischen Bildungsschicht konfrontiert; teilweise mussten Akademiker aus den angrenzenden Bundesländern „importiert“ werden. Viele von ihnen wurden leidenschaftliche Burgenländer. Aber es gab auch Männer aus dem alten Westungarn selbst, die als einheimische Akademiker das neue Bundesland aufbauten. Der folgende Artikel erinnert in einer Auswahl an Cartellbrüder beider Kategorien.

THOMAS KATH



Michael – stock.adobe.com

Hans Sylvester wurde 1897 in Nickelsdorf geboren. Er war noch in Ungarn – in Ungarisch-Altenburg (Magyaróvár) und Raab (Győr) – in die Schule gegangen, studierte aber nach dem Kriegsdienst (am Isonzo) 1916 bis 1918 in Wien an der Hochschule für Bodenkultur; er schloss 1923 als Ingenieur ab. Obwohl er schon damals Kontakte zu Babenberg Wien

knüpfte, trat er ihr erst 1934 bei. Bereits 1930 verlieh ihm Austro-Peisonia (damals noch nicht im ÖCV) ihr Band. Noch früher soll er zeitweilig Mitglied einer nationalen Verbindung gewesen sein.

DAS ERSTE NAZI-OPFER AUS DEN REIHEN DES ÖCV

Schon 1929 war er Kammeramtsdirektor der Burgen-

ländischen Landwirtschaftskammer geworden. 1934 wurde er Landeshauptmann. Auch wenn er zunächst zu den jungen Scharfmachern gegen die Sozialdemokratie gezählt hatte, bemühte er sich im Vorfeld des 11. März 1938 wie kein anderer um das politische Bündnis mit der Sozialdemokratie, weil er die Gesprächsbasis mit dieser nie verloren hatte. Er



ÖCV

war Teil des sogenannten ersten Dachau-Transports. Nach schweren Misshandlungen starb er, nachdem er am 19. Jänner 1939 im Freien mit eiskaltem Wasser besprüht worden war, in den Armen, wie es heißt, von Leopold Figl (Nc). Die Familie musste 5.000 Reichsmark aufbringen, um seinen Leichnam zurückgestellt zu bekommen und ihn in Nickelsdorf begraben zu können. Die Schwere der Misshandlungen, die vom Leichnam abzulesen war, erschütterte alle, die ihn zu Gesicht bekamen.

EIN UNTERSCHÄTZTER SCHÖPFERISCHER GEIST



Otto Tirlhof

Ernst Josef Görlich wurde 1905 in Wien geboren. Seine Familie stammte aus Mähren. Schon mit neun Jahren fuhr er mit seinem Großvater erstmals nach Westungarn und während seiner Studienzeit erwanderte er sich das Land. 1929 legte er die Lehramtsprüfung für Geschichte, Geographie und Germanistik ab und promovierte 1930 aus Archäologie, Germanistik und Geschichte. Görlich wird als Urphilister

Alpenlands geführt – allerdings erst per 1954. Er war auch Mitglied der Danubia im MKV. Schon 1932 begann er seine Berufslaufbahn in der Lehrerinnenbildungsanstalt der Töchter vom Göttlichen Erlöser in Steinberg im Burgenland.

1935 – in der Zeit von Landeshauptmann Sylvester – gewann er die Ausschreibung für den Text der burgenländischen Landeshymne. In einer weiteren Ausschreibung 1936 siegte der gebürtige Burgenländer Peter Zauner mit seiner dazu komponierten Melodie. Die burgenländische Landeshymne ist die einzige österreichische Landeshymne, die eine Farbendeutung enthält – die Prägung des Texts durch das Genre der couleurstudentischen Farbenstrophen wird damit unverkennbar.

Unmittelbar vor dem Anschluss hielt er noch eine bemerkenswerte Rede, in der er sagte: „Wir kämpfen nicht für Moskau, wir kämpfen nicht für Berlin. Wir kämpfen für ein freies und unabhängiges Österreich!“ Nach dem Anschluss wurde er aus dem Lehrdienst entlassen. Er fand eine Anstellung im Reichsprotectorat Böhmen-Mähren, wurde 1943 zur Wehrmacht eingezogen, der er als Übersetzer in Italien diente, und arbeitete nach dem Krieg in der berufsbildenden Schule des Technologischen Gewerbemuseums in Wien. Görlich sprach acht Sprachen und war ein anerkannter Historiker. Er lehnte den Antisemi-

tismus entschieden ab und vertrat leidenschaftlich Toleranz und Menschenrechte.

Nach dem Krieg ist eine zunehmend kritische Haltung dem Ständestaat gegenüber bemerkbar, wengleich sich seine vaterländische und katholische Grundhaltung weiterhin durch sein gesamtes Werk zieht und er Mitglied der aus dem Spann-Kreis hervorgegangenen Gesellschaft für Ganzheitsforschung war, zu der auch Taras Borodajkewycz (ehemals Nc) und Otto Höfler zugelassen waren. Sein Haus in Steinberg hatte er nie aufgegeben – in der Pension kehrte er dahin zurück. Er starb 1973 in Oberpullendorf und wurde in Steinberg-Dörfel in Anwesenheit und mit Würdigung von Theodor Kery in einem Ehrengrab beigesetzt. Über 50 Monographien aus Görlichs Feder sind erhalten – zumeist fachlich fundierte historische Studien für breite Leserkreise –, darunter ein Abriss der Weltgeschichte in zwei Bänden, der auch ins Spanische übersetzt wurde und 1973 in Barcelona erscheinen konnte, und eine den Seligsprechungsprozess unterstützende Biographie Kaiser Karls. Görlich war auch als Romancier und Dramatiker tätig, wobei er sich vor allem sozialen Problemen und dem Thema Sklaverei widmete.

Ernst Josef Görlich zählt zu jenen Intellektuellen, die aus einem unerschütterlichen tiefen katholischen Glauben schöpften, sich aber aufgrund ihrer schillernden Intellektu-

alität ideologisch nicht einfach kategorisieren lassen, und noch weniger parteipolitisch. Aus dem christlichen Menschenbild heraus arbeitete sich sein schöpferischer Geist an der sozialen Frage und jener des Humanismus Zeit seines Lebens ab.

BIBLIOTHEKAR, ARCHIVAR, LANDESHISTORIKER



Burgenländische Heimatblätter

Karl Semmelweis wurde 1906 in Neutal im Mittelburgenland geboren. Er war Urenkel des Arztes Ignaz Philipp Semmelweis – dem „Retter der Mütter“. In einer von Karl Semmelweis selbst verfassten Studie belegte er die Präsenz seiner Familie im heutigen Burgenland als Weingartenbesitzer im Grenzraum des Mattersburger und Oberpullendorfer Bezirks (Marz, Siegggraben und Kobersdorf) seit dem 16. Jahrhundert. 1739 hatte sie sich in Eisenstadt angesiedelt und war dort ins Bürgertum aufgestiegen.

Zwischen 1918 und 1922 besuchte Karl Semmelweis noch das Gymnasium in Güns (Köszeg) – gehörte

aber 1922 zu den ersten Jahrgängen der neuen Bundesmittelschule in Eisenstadt, wo er 1927 maturierte. Er immatrikulierte in Wien Geschichte und Geographie, wo er 1928 der erst drei Jahre alten Austro-Peisonia beitrug. Aus wirtschaftlichen Gründen musste er sein Studium abbrechen, um sich für den Volksschul- und Hauptschuldienst zu bewerben.

Ab 1934 stand er im burgenländischen Schuldienst und wurde 1940 zur Wehrmacht eingezogen. Wegen eines hartnäckigen Leidens wurde er bald wieder aus dem Wehrdienst entlassen und kehrte in den Kreisschulrat sowie in den Archividienst des Gaus Niederdonau am

Standort Eisenstadt zurück, wo er als Übersetzer für Ungarisch diente. Gemeinsam mit dem damaligen Landesarchivar Josef Karl Homma und einigen Arbeitern konnte er 1945 das Landesarchiv aus dem Landhaus in Sicherheit bringen, das die sowjetische Besatzungsmacht für sich beanspruchte. 1946 wurde er dem Landesarchiv zugeteilt und 1949 in den gehobenen Archividienst des Landes Burgenland übernommen. In dieser Rolle baute er praktisch ganz alleine die burgenländische Landesbibliothek auf, da er erst gegen Ende der 1960er-Jahre Personal beigelegt bekam. Quasi nebenher schrieb er eine Unzahl wissenschaftlicher Artikel, die sämtlich

auf bestem akademischen Niveau liegen und auf einer vielleicht bis heute einzigartigen regionalgeschichtlichen Quellenkenntnis gründen, die aus seiner genauen Übersicht über die Bestände des Landesarchivs erwuchs. So wurde er auch Mitarbeiter in der Brockhaus-Enzyklopädie und beim Österreichischen Biographischen Lexikon. 1950 kam sein „Führer durch die Landeshauptstadt Eisenstadt“ heraus, der noch immer stets neu aufgelegt wird und teils sehr detailliert auch in historische Grundla-

gen einführt. Karl Semmelweis starb 1989.

Die genannten drei Cartellbrüder stehen beispielhaft für die typisch burgenländische Aufbau- und Märtyrergeneration. Einen eigenen Artikel verdienen würde sich auch die Reihe der demokratisch gewählten burgenländischen Landeshauptleute, die Ehrenmitglieder von Austro-Peisonia und/oder Babenberg Wien waren: Josef Rauhofer, Anton Schreiner, Johann Thullner, Lorenz Karall und Josef Lentsch.



Mag. Dr. Thomas Kath, BA (Rg, A-F)

ist Jurist und Historiker. 2001 bis 2018 war er Vorsitzender des Altherrenlandesbundes Burgenland, 2012–2015 Altherrenländerratsvorsitzender des ÖCV.

The graphic features a large blue '75' in the center. A yellow robotic arm on the left holds the top of the '7', while a human hand on the right holds the bottom of the '5'. A blue arrow labeled '#ZUKUNFT' points to the right. In the background, a person wears a VR headset, and a computer monitor displays a website. The text '75 Jahre Industriellenvereinigung' is at the bottom. Logos for 'iv' and 'INDUSTRIELLEN VEREINIGUNG' are at the top. A vertical timeline on the left shows the years 1946, 2021, and 2021. Social media icons and the website 'www.iv.at' are at the bottom left.

seit
1899

Rudolfina Redoute

Faschingmontag

28. Februar 2022

Wiener Hofburg

www.rudolfina-redoute.at

Wien
tanzt
wieder



100 JAHRE CARITAS

EINE KLEINE GESCHICHTE DER HOFFNUNG

Wir erleben Zeiten des Umbruchs. Doch wie wir diesen gestalten, liegt auch ganz maßgeblich in unseren Händen. Wir Menschen haben die Phantasie und die Möglichkeiten, Gegenwart und Zukunft positiv zu gestalten. Was wir dazu brauchen: Liebe, Mut und Zuversicht.

MICHAEL LANDAU



Wir haben uns unseren Geburtstag auch ein wenig anders vorgestellt. Ein paar Kerzen, vielleicht eine Torte, schöne Reden, etwas Symbolisches. Was man halt an runden Geburtstagen so macht. 100 Jahre Caritas in Österreich bedeutet immerhin 100 Jahre Hilfe von Mensch zu Mensch. 100 Jahre Nächstenliebe ohne Wenn

und Aber. Rund um die Uhr und oft auch rund um die Welt. Es sollte ein Moment sein, um innezuhalten, um zurückzublicken und, ja, auch um zu feiern – in dem Wissen, dass sich in diesen 100 Jahren einfach auch unglaublich viel zum Positiven verändert hat, dass unzähligen Menschen ganz konkret geholfen werden konnte.

Doch dann kam Corona und mit dem Virus die Gewissheit: Es ist kein Jahr zum Feiern.

DURCH DIE KRISE STÄRKER GEFORDERT

Die beiden vergangenen Jahre zählen vermutlich zu den arbeitsintensivsten in unserer 100-jährigen Geschichte. Für viele Menschen ist die

Gesundheitskrise längst zu einer sozialen Krise geworden. In der Pflege waren und sind wir gefordert, jene Menschen zu schützen, die dem Virus in besonderer Weise ausgesetzt sind. Die Schlangen bei den Lebensmittelausgaben wurden länger. Die Zahl der Anfragen in unseren 53 Sozialberatungsstellen in ganz Österreich ist zum

Eine der Suppenküchen der Caritas – sie versorgen täglich viele Notleidende mit einer gehaltvollen, warmen Mahlzeit.



Caritas / Stefanie Seindl

Teil drastisch gestiegen. Einsamkeit und Isolation, Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit setzten vielen Menschen zu. Auch solchen, die nie zuvor auf unsere Hilfe angewiesen waren.

Rasch war also klar: Dankgottesdienst nur unter Corona-Bedingungen. Feier würde keine stattfinden. Auch kein Festakt. Der Kuchen muss warten.

JEDE KRISE BRINGT AUCH HOFFUNG UND ZUVERSICHT

Damals, als wir gegründet wurden, war das allerdings nicht anders. Zum Feiern war damals nur den Wenigsten zumute. Die Zeit nach dem I. Weltkrieg war eine Zeit brutaler Armut, eine Zeit der Entbehrung und des Mangels. Am Beginn unserer Arbeit standen Lebensmittel-sammlungen, Ausspeisungen und Kleiderausgaben. Es folgte ein weiterer Weltkrieg und noch mehr Krisen: Ungarnaufstand und Prager Frühling, Katastropheneinsätze im In- und im Ausland. Erdbeben und Hochwasser. Tsunamis und Hungersnöte.

Wir waren da, als die Anfragen in Folge der Finanz- und Wirtschaftskrise in unseren Sozialberatungsstellen in die Höhe schnellten und als zahlreiche Gemeinden und eine starke Zivilgesellschaft zusammen mit vielen anderen, etwa Polizei, ÖBB und Rotem Kreuz, 2015 dafür Sorge trugen, dass Menschen auf der Flucht Achtung ihrer Menschenwürde erfahren haben. Die Politik alleine hätte das wohl nicht bewältigt, auch wenn der Besuch des Bundespräsidenten und der Innenministerin am Bahnhof in Wien ein wichtiges Zeichen für viele Helferinnen und Helfer war.

All das könnte uns verleiten, unsere Geschichte, die der Caritas als Hilfsorganisation und die unserer Republik, nur als eine Abfolge vieler Krisen zu erzählen – größerer und kleinerer. Doch ich glaube: Das wird unserer Wirklichkeit nur bedingt gerecht. Diese Krisen erzählen immer nur den einen Teil der Geschichte. Doch die Geschichte der Caritas und die unserer Gesellschaft lässt sich auch ganz anders

erzählen – mit einer Grundmelodie der Hoffnung und der Zuversicht. Als eine Erfolgsgeschichte des Helfens und des Zusammenhalts. Eine Geschichte, die viele Heldinnen und Helden kennt. Die von obdachlosen Menschen handelt, die heute wieder ein Dach über dem Kopf haben. Von arbeitslosen Jugendlichen, die den Sprung zurück in den Arbeitsmarkt geschafft haben. Von pflegebedürftigen Menschen am Ende ihres Lebens, die an der Hand eines anderen Menschen sterben durften, nicht durch die Hand eines anderen Menschen. Eine Geschichte, in der der Hunger in weiten Teilen der Welt, trotz aktueller Rückschläge, zurückgedrängt, die Alphabetisierung erhöht und der Zugang zu Trinkwasser sichergestellt werden konnte. In der die Kindersterblichkeit gesunken und die Lebenserwartung insgesamt gestiegen und in der über die Jahrzehnte ein starkes Netz individueller und struktureller Solidarität gewachsen ist. Es ist eine Geschichte der Solidarität mit jenen, die an den Rändern der Gesellschaft und

an den Rändern des Lebens stehen. Eine Geschichte des Neuanfangs, des Mutschöpfens und der Zuversicht. Im Großen und im Kleinen.

Wer mit offenen Augen durch das Leben geht, weiß, dass unsere Welt Risse bekommen hat. Sie dreht sich heute schneller als noch vor wenigen Jahren. Die Pandemie, Hunger, Kriege, Klima- und Vertrauenskrise, auch die Not in unserem Land – all das ist uns heute näher als noch vor kurzer Zeit. Wir spüren die Veränderungen.

Aber gerade in solchen Augenblicken ist die Erfahrung, die sich aus einer 100 Jahre alten Geschichte und noch viel tiefer wurzelnder, biblischer Tradition speist, hilfreich. Denn diese Erfahrung hat oft und oft gezeigt: Wir alle können in unserem Umfeld konkrete Zeichen der Solidarität und Nächstenliebe setzen.

Ja klar, vieles war und ist bedrückend. Aber wenn wir hinhören und hinschauen, dann ist neben der Not immer auch sehr viel Mut,

Hoffnung und Zuversicht spürbar. Hoffnung, weil wir sehen, wie viel diese Hilfe verändert: wenn Menschen wieder Arbeit haben, Wohnraum finden, Lebensperspektiven entwickeln. Zuversicht, weil wir wissen, dass auch heute Abend jemand da sein wird, der obdach- und wohnungslosen Menschen in Wien, Graz, Linz oder Salzburg ein Dach über dem Kopf und Essen geben wird. Weil wir vor Augen haben dürfen, dass Menschen in Einrichtungen der Caritas dafür Sorge tragen, dass Menschen mit Behinderung aktiv am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können. Weil Menschen am Ende des Lebens Begleitung finden in der Hospizarbeit.

GERECHTIGKEIT UND LIEBE

Vor allem aber können wir in der Gewissheit leben, dass sehr viele Menschen in der Caritas und weit darüber hinaus in Österreich und in der ganzen Welt an einer besseren Zukunft mitarbeiten. Freiwillige, Ehren- und Hauptamtliche. Junge und alte Menschen. Lehrlinge, Studierende, Pensionisten und Berufstätige in ihrer Freizeit. All diese Menschen machen das Potenzial der Anständigkeit deutlich, das in uns steckt. Diese Menschen buchstabieren mit ihrem Tun den Auftrag des Evangeliums jeden Tag aufs Neue in die Wirklichkeit hinein. Und das ist eine gute Nachricht – eine, die den Weg, der in den nächsten

Jahren vor uns liegt, bereits skizziert.

Ich bin überzeugt: In einer zusammenwachsenden Welt brauchen wir auch so etwas wie eine Globalisierung des Verantwortungsbewusstseins und der Solidarität. Wer könnte dies gerade auch vor dem Hintergrund der bereits einsetzenden Klimakrise leugnen? Es geht theologisch und praktisch gesprochen also um Nächstenliebe – eine Nächstenliebe, die jene im Blick hat, die gerade in Not sind. Um Liebe, die zur Tat wird. Um das Verständnis, dass wir dieser Erde, unserem gemeinsamen Haus, verpflichtet sind. Wie das gelingen kann? Mit Mut und Zuversicht – und mit Blick auf Kirche und uns als Caritas wohl auch, indem wir dem Appell von Papst Franziskus folgen, wenn er sagt, die Kirche muss sich der Welt stärker aussetzen. Ganz einfach, weil eine leidunempfindliche Kirche aufhört, Kirche zu sein.

Die Herausforderungen haben sich in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder verändert – doch unser Grundauftrag ist bis heute derselbe geblieben: Not sehen und handeln. Hilfe von Mensch zu Mensch. Nächstenliebe ohne Wenn und Aber.

Ich bin deshalb überzeugt: Unsere Zukunft muss auf zwei Pfeilern ruhen – Gerechtigkeit und Liebe. Und die Kirche und mit ihr die Caritas soll darin Mutmacherin und Horizonterweite-

rin sein. Wer an die Caritas glaubt, glaubt nicht nur an das Gute, den Zusammenhalt, an Gerechtigkeit und die Zukunftstauglichkeit unserer Gesellschaft. Er oder sie glaubt vor allem auch an eine Welt, die wir zum Positiven gestalten können.

WIR KÖNNEN SEHR VIEL ÄNDERN

Der Blick zurück auf diese 100-jährige Geschichte macht das deutlich: Unser Tun und Lassen macht einen Unterschied. Lediglich auf Verantwortungsträger in Politik und Wirtschaft zu zeigen, wird nicht genügen. Denn Verantwortung tragen wir alle – für uns selbst und füreinander. Es kommt auf jeden Einzelnen an.

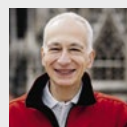
Wir haben schon viele Krisen und Katastrophen gemeistert. Wir können Krise. Und wir können gestärkt aus diesen Krisen hervorgehen. Als Hilfsorganisation. Als Gesellschaft. Das gilt für die

Zeit, in der die Hilfsorganisation Caritas gegründet wurde. Und es gilt bis heute.

Mut und Zuversicht – darum wird es in den kommenden Jahren gehen. In Österreich, wenn wir etwa die Zukunft von Pflege und Bildung sicherstellen, die Not der Einsamkeit lindern und ein Auseinanderdriften unserer Gesellschaft verhindern wollen. In einem zusammenwachsenden Europa und einer immer mehr ersinkenden Welt, wenn wir Armut, Fluchtursachen und Hunger bekämpfen und uns dafür einsetzen, dass Kriege ein Ende finden, oder wenn wir nach Kräften beitragen das durch die Klimakrise bedrohte gemeinsame Haus der Schöpfung, unser aller Lebensgrundlage, zu retten.

Wir können nicht alles ändern, aber erstaunlich viel. Gemeinsam. Wenn wir es wollen. Und das ist, denke ich, auch ein Weg zu einem frohen, gelungenen Leben.

„Wir können nicht alles ändern, aber erstaunlich viel. Gemeinsam. Wenn wir es wollen. Und das ist, denke ich, auch ein Weg zu einem frohen, gelungenen Leben.“



Domkapitular Msgr. DDr. Michael Landau (Alp)
ist Präsident der Caritas Österreich.

DAS LEBEN FÖRDERN, NICHT DEN TOD

STELLUNGNAHME DES ÖCV ZUM ENTWURF DES STERBEVERFÜGUNGSGESETZES

Der vorliegende Gesetzesentwurf zum Sterbeverfügungsgesetz und die Zusage zur umfassenden Finanzierung der Hospiz- und Palliativversorgung sind aus Sicht des ÖCV ein notwendiger und menschlicher Kompromiss, um in Ausnahmefällen schwerkranken Menschen das Recht auf ein menschenwürdiges Sterben zu ermöglichen.



contrastwerkstatt – stock.adobe.com

Die Aufhebung des Straftatbestands der Hilfeleistung zum Selbstmord durch den Verfassungsgerichtshof erforderte die Schaffung einer Neuregelung. Der ÖCV ist seither stets für ein sehr restriktives neues Gesetz eingetreten. Beihilfe zum Suizid sollte ausschließlich in jenen Fällen geleistet werden, bei denen den Betroffenen ein „Sterben in Würde“ anders nicht möglich wäre. Der ÖCV-

Präsident Felix Geyer (BbW, Merc) betont: „Für den ÖCV ist nach wie vor die Würde des menschlichen Lebens unantastbar und wir sprechen uns weiterhin gegen die Sterbehilfe aus. Mit dem heutigen Entwurf zum Sterbeverfügungsgesetz und der Zusage zum umfassenden Ausbau der Finanzierung der Hospiz- und Palliativversorgung liefert die Bundesregierung eine christlich-soziale Lö-

sung und einen menschlichen Kompromiss, um einen neuen gesetzlichen Rahmen für den assistierten Suizid zu schaffen.“

STERBEVERFÜGUNG SOLL DRUCK VERHINDERN

Die Auseinandersetzung mit dem bevorstehenden Sterben ist für schwerkranke Menschen geprägt von der Furcht vor Schmerz und der

Sorge vor der Abhängigkeit von anderen Menschen. Aber Suizid ist immer ambivalent und geschieht zumeist unter tragischem Druck von außen und von innen (oftmals durch Krankheit). Für den ÖCV ist Suizid kein gesellschaftlich wünschenswertes Ziel des Lebens. Aus Sicht des Cartellverbands war es daher wichtig, nach einer Lösung zu suchen, die dem einzelnen Menschen in seiner unverwechselbaren,

einmaligen, existentiellen Situation gerecht wird und seine Selbstbestimmung nicht unverantwortlich einschränkt, denn Sterbende und Angehörige sind in dieser schwierigen Lebensphase angewiesen auf Rechtssicherheit, Angebote der Beratung und Begleitung und ein ausgebautetes Angebot der Hospiz- und Palliativversorgung.



Durch das nun vorliegende Sterbeverfügungsgesetz sollen schwerkranke Personen Zugang zum assistierten Suizid erhalten. „Der Gesetzesentwurf stellt sicher, dass etwa Jugendliche von dieser Möglichkeit ausgeschlossen werden und unter anderem auch verhindert wird, dass Menschen unter Druck gesetzt werden, assistierten Suizid in Anspruch zu nehmen“ betont Vorortspräsident Felix Geyer. Er sieht in der Errichtung der Sterbeverfügung, angelehnt an die Patientenverfügung, die Forderungen und Bedenken des ÖCV berücksichtigt. So kann die Sterbeverfügung nur selbstbestimmt errichtet werden, somit kann man nicht durch Außenstehende oder Verwandte beeinflusst oder gezwungen werden.

„Der Gesetzesentwurf stellt sicher, dass etwa Jugendliche von dieser Möglichkeit ausgeschlossen werden und unter anderem auch verhindert wird, dass Menschen unter Druck gesetzt werden assistierten Suizid in Anspruch zu nehmen“

Der Gesetzesentwurf sieht einen klaren Prozess zur Findung dieses freien und selbstbestimmten Willensentschlusses vor, wie etwa die Aufklärung durch zwei unabhängige Ärzte mit palliativer Qualifikation, welche die ärztliche Bestätigung der

schweren Krankheit und die Nicht-Beeinflussung dadurch verfassen müssen. Weiters müssen bei Zweifel Psychiater oder Psychologen hinzugezogen werden, und es muss ein dauerhafter Beschluss vorliegen, das heißt, der Entschluss muss über eine Bedenkzeit

von zwölf Wochen dauerhaft vorliegen. Die Sterbeverfügung kann dann nach Ablauf der Frist bei einem Notar oder Patientenanwalt errichtet werden. Dem ÖCV erscheint besonders wichtig, dass niemand verpflichtet ist, eine Hilfeleistung zu erbringen, und niemand benachteiligt werden darf, somit auch Ärzte oder Apotheker nicht gezwungen werden können, beim assistierten Suizid mitzuwirken. Außerdem ist für den ÖCV wichtig, dass das Gesetz ein Werbeverbot und das Verbot wirtschaftlicher Vorteile vorsieht sowie dass die Hilfeleistung gem. § 78 StGB weiter in vier Gründen (bei Minderjährigen, aus verwerflichen Beweggründen, wenn keine schwere Krankheit vorliegt und wenn keine ärztliche Aufklärung erfolgt ist) strafbar bleibt.

Erfreulich ist auch, dass im vorliegenden Gesetzesentwurf endlich die Hospiz- und Palliativversorgung bedarfsgerecht und flächendeckend aus- und aufgebaut und bestehende Versorgungsangebote gesichert werden sollen. Damit wird auch ein Hospiz- und Palliativfonds eingerichtet.

Ihr NOTAR in Ihrer Nähe bietet mit seiner NOTARTREUHANDBANK AG bewährte QUALITÄT und SICHERHEIT

Unsere Vorteile:

- Sicherheit für den Klienten
- Sicherheit für die notarielle Abwicklung
- Hohe EDV-Sicherheit



NOTAR
TREUHAND
BANK



Signatur

Das Vertrauen geht auf unser Konto

www.notar.at

UND WIE HÄLTST DU ES MIT DEN GS?

Hohe Inzidenzen allenthalben stellen auch das tertiäre Bildungssystem vor Herausforderungen. Mitten im bereits vierten Coronasemester haben die heimischen Hochschulen unterschiedliche Strategien entwickelt – von 2 bis 3G. Wie lange sie jeweils halten, kann allerdings niemand vorhersehen.

PHILIPP JAUERNIK



„Aufgrund der hohen Durchimpfungsrate, der derzeit niedrigen Infektionszahlen an der Universität und den Erfahrungen mit den 2,5G-Kontrollen können wir ab 25.10.2021 Anpassungen vornehmen“. Eine zunächst vage erscheinende Zeile eines Mails des Rektorats der Universität Wien kurz vor dem Nationalfeiertag scheint einen Paradigmenwechsel zu verkünden – nach drei durch die

Pandemie geprägten Semestern will die größte Universität des Landes wieder „mehr direkten und persönlichen Austausch“ ermöglichen.

Das klingt positiv. Immerhin gibt es derzeit, im laufenden Wintersemester 2021, bereits eine ganze akademische Generation, die einen Gutteil ihres laufenden Studiums hinter sich gebracht hat, ohne in im Vergleich zu früheren

Zeiten nennenswerten Kontakt zu ihren Kommilitonen gekommen zu sein. Der akademische Diskurs, der von persönlichem Kontakt und Interaktion lebt, ist zeitweise gemeinsam mit dem Rest des Landes völlig zum Erliegen gekommen. Eine „unbeschwerte Studienzeit“, die in Zeiten von Bologna ohnehin längst nicht mehr jenen Charakter besitzt, von denen die Studiengenerationen der

1970er bis 1990er schwärmten, bleibt vielen verwehrt – mit durchaus bekannten Folgen auch für den Betrieb und Alltag studentischer Vereinigungen, doch das ist hier nicht im Fokus.

WENIGER PARTY, MEHR PRÜFUNGEN

Bemerkenswert ist in dieser Zeit allerdings eine andere Entwicklung: Ein Jahr nach

dem ersten Lockdown, im März 2021, zog Bildungsminister Heinz Faßmann eine für viele unvermutete Bilanz: Im Vergleich zum Wintersemester davor war die Zahl der ordentlichen Neuzugelassenen insgesamt um 7,2 Prozent auf rund 48.200 gestiegen, die Zahl der ordentlichen Studenten um 1,3 Prozent auf rund 268.300. Zudem ist im Studienjahr 2019/20 auch die Prüfungsaktivität gestiegen: Trotz der coronabedingten Einschränkungen des Unibetriebs ab März 2020 waren im Studienjahr 2019/20 um 1,6 Prozent mehr Studenten prüfungsaktiv als im Jahr davor.

So weit, so positiv. Die Interpretation dieser Zahlen lässt natürlich Spielraum: Von „Wenn man weniger durch Feiern abgelenkt wird, kann man besser studieren“ bis hin zu „Viele Berufstätige haben die Lockdowns genutzt, um (wieder) zu studieren“ sind viele Ansätze denkbar und legitim. Ein Beispiel für letztere Interpretation ist etwa die Kunsthistorikerin Alice Penz, die mitten im Lockdown ein Masterstudium inskribierte: „Ich wollte die Zeit nutzen, die wir im Lockdown notgedrungen zu Hause verbringen müssen“, erzählt sie. Zudem sei es dank des in der Pandemiezeit erstmals (notgedrungen) flächendeckend vorhandenen „distance learning“-Angebots der Uni Wien möglich geworden, auch als Vollberufstätige abseits kostspieliger Postgraduates zu studieren – und Weiterbildung schade ja nie.

Damit ist sie nicht alleine – und hier schließt sich der Kreis zum eingangs erwähnten Mail des Rektorats. „Die 2,5G-Regel im Lehr- und Prüfungsbetrieb gilt und wird kontrolliert. Halten Sie den 2,5G-Nachweis und einen Ausweis bereit“, heißt es dort. Ein Lokalaugenschein in zwei Wiener Institutsgebäuden kann das aber nicht bestätigen. In einem Fall (noch vor Aussendung des inkriminierten Mails) fragt der Lehrveranstaltungsleiter in die Runde, ob alle getestet, genesen oder geimpft wären. Niemand verneint das, eine Kontrolle unterbleibt. Im anderen Fall wird nicht einmal gefragt.

Das ist spannend. Die Wiener Universität argumentiert die Lockerung der Regeln mit der hohen Durchimpfungsrate (über 80 Prozent der Studenten). Wie sie auf diese Zahl kommt, bleibt offen – bei den Studenten selbst wurde sie seitens der Universität jedenfalls nicht erhoben. Zudem bedeuten 80 Prozent, dass nahezu jeder fünfte Student ungeimpft ist. Bei über 90.000 Studenten des Hauses bedeutet das rund 18.000 Ungeimpfte. Beide Gruppen verteilen sich auf 179 Studien – in welchem Ausmaß ist unklar. Für den Einzelnen im Hörsaal ist die Impfquote also bedeutungslos, vor allem, wenn er sich nicht darauf verlassen kann, dass kontrolliert wird.

Dass die Kontrollen eine gewisse Zusatzbelastung für das Lehrpersonal darstellen,



wird nicht in Abrede gestellt. Wo sie durchgeführt werden, gibt es allerdings durchaus positives Feedback. Lucas Semmelmeier (Rt-D), der derzeit an der Katholisch-Pädagogischen Hochschule einen Lehrgang belegt, berichtet, er habe bis jetzt einen sorgfältigen Umgang der Lehrenden erlebt, die die Kontrollen auch tatsächlich vor Ort im Hörsaal durchführen. Semmelmeier steht dem positiv gegenüber, für ihn hat sich durch die allseits eingeholten Nachweise die „gefühlte und tatsächliche Sicherheit für alle Beteiligten erhöht“. Aus seiner Sicht ist das im laufenden Betrieb unproblematisch.

KLEINGRUPPEN ERHÖHEN KONTROLLGENAUIGKEIT

Ähnliches weiß Francesco Steiner (RGI), Studienvertreter an der Fachhochschule Wien, zu berichten. „Bei uns kontrollieren die jeweiligen Lehrveranstaltungsleiter direkt vor Ort. Das funktioniert zuverlässig und auch schnell, der Unterrichtsqualität tut es jedenfalls keinen Abbruch“. In den meisten Studiengängen seien die jeweiligen Jahrgänge nochmals in kleinere

Gruppen unterteilt, die sich wechselweise in Präsenz treffen. Somit sei ein gewisser sozialer Aspekt des Studiums durchaus gewährleistet, aber gleichzeitig auch das Infektionsrisiko gesenkt. „Bei Verdachtsfällen wird schnell kontaktiert und rigoros durchgetestet. Außerdem haben wir Testmöglichkeiten vor Ort an der FH.“ Von besonderen Aufregungen unter den Studenten kann ÖH-Referent Steiner nicht berichten: „Die Leute tragen das eigentlich durch die Bank gut mit. Grosso modo sind sie froh, einerseits sicher zu sein, andererseits aber auch die Möglichkeit zu haben, der Lehre persönlich zu folgen und auch Kontakt zu anderen Studenten sowie zu den Vortragenden zu haben“.

TU WIEN LÄSST KONTROLLIEREN

Einen anderen Ansatz hat die TU Wien gewählt: Dort wird an den Eingängen kontrolliert, die Hochschule hat dafür externes Sicherheitspersonal engagiert. „Wir führen an sämtlichen Einlässen Green Checks durch, an jedem Punkt stehen mindestens zwei Sicherheitsleute.

Niemand kommt ohne Nachweis auf unsere Gelände, nicht einmal die Rektorin“, erläutert Markus Reismann (ABI) aus dem Vizerektorat der TU Wien. Aus der Studentenschaft habe es darüber auch keinerlei maßgebliche Beschwerden gegeben, so Reismann. Die Hochschülerchaft sei enorm konstruktiv und bei den Maßnahmen und deren Kontrolle voll mit an Bord. Bis heute sei ein Gutteil des Lehrbetriebs im Fernlehremodus und digital, aber man achte darauf, dass es auch die Möglichkeit zur Präsenz gebe – gerade in den unteren Semestern, also in den Bachelorstudiengängen, um die jungen Studenten besser in den akademischen Betrieb einzuführen.

Rückblickend erinnert Reismann daran, dass die Pandemie und die damit einhergehenden Lockdowns im Vorjahr doch ein großes logistisches Problem für die Hochschulen gewesen seien. Der Lehrbetrieb musste umgestellt werden, es gab viele offene Fragen zur Ablegung von Prüfungsleistungen. Nach einer gewissen Gewöhnungs- und Einarbeitungsphase habe man sich aber darauf eingestellt und das System habe gut zu laufen begonnen. Besonders sei ein Ansteigen der Studienabschlusszahlen in den Masterstudien zu beobachten gewesen – was möglicherweise darauf zurückzuführen sei, dass viele Studenten in den Lockdowns mehr Zeit gehabt hätten, konzentriert ihre Masterarbeiten zu schreiben.



Ins selbe Horn stößt Christian Marschnig (OCW), Masterstudent Technische Chemie an der TU Wien. Er bestätigt die lückenlose Kontrolle an den Instituten, die er sehr positiv wahrnimmt: „Ich empfinde die Maßnahmen persönlich nicht als belastend. Sie sind mir lieber als die Alternative, nämlich keine Laborzugänge“. Das sei aber nicht allein entscheidend: „Da wir eine sehr hohe Impfquote haben und sich die Leute regelmäßig zusätzlich und freiwillig testen, fühle ich mich vor Ort auch sicher – auch, weil es verlässlich kontrolliert wird.“

„ES GRENZT AN EIN WUNDER“

Zurück an der sehr großen und auf 60 Standorte aufgeteilten Universität Wien würden sich manche Studenten deutlich mehr Strenge und Genauigkeit wünschen. „Wenn man auf der Uni unterwegs ist, könnte man glauben, Corona hätte es nie gegeben. Ich nehme keine sinnvollen Regelungen und Maßnahmen wahr“, sagt

Markus Kroiher (Rt-D). „Dass es bis jetzt noch keinen Uni-Cluster gibt, grenzt aus meiner Sicht eher an ein Wunder als dass es Ausfluss eines geplanten Agierens wäre“, ergänzt er sehr kritisch. Er würde sich Kontrollen der 3G-Nachweise wünschen („Bis jetzt habe ich noch keine erlebt.“) und findet, dass vor dem Hintergrund stetig ansteigender Infektionszahlen viel zu viele Leute vor Ort sind. Dass die Universitäten in der Pandemie gezwungen waren, „distance learning“-Angebote einzuführen, findet er positiv und längst überfällig, da solcherart gerade Berufstätige sich verstärkt weiterbilden können.

Allerdings: Das alles hat auch eine Kehrseite. Die umfangreichen Maßnahmen kosten Geld. Weder Sicherheitspersonal noch Tests oder diverse zusätzlich notwendige IT-Programme für „distance

learning“ gibt es zum Nulltarif. Das führt mitunter zu Blüten – so sei bei mehreren Hochschulvertretungen angefragt worden, ob sie Portiere bei der Einlasskontrolle unterstützen könnten, kritisierte im Frühherbst die stellvertretende ÖH-Vorsitzende Keya Baier (Gras). Das lässt auf Personalmangel schließen, möglicherweise auch auf Schwächen in der Organisation – und vielleicht auf finanzielle Engpässe?

Die heimischen Hochschulen gelten ja traditionell als unterfinanziert. Ende September betonte das Bildungsministerium in einer Stellungnahme gegenüber der APA, dass alle Überlegungen bezüglich Sicherheitsmaßnahmen „natürlich“ auch bei den Leistungsvereinbarungen 2022 bis 2024 berücksichtigt würden. Hinter vorgehaltener Hand formuliert ein Universitätsmitarbeiter, der ungenannt bleiben möchte, allerdings seine Befürchtungen: „Wir haben zwar als Universitäten durch Corona viel gelernt und uns weiterentwickelt, das buchen wir auf der Habenseite ein. Allerdings gehe ich davon aus, dass auf die Universitäten jetzt Sparprogramme zukommen“. Es steht also zu hoffen, dass die Pandemie nicht durch Einsparungen im Hochschulsektor zum Bildungsproblem wird.



Philipp Jauernik, BA (FIP)

ist Historiker und arbeitet als politischer Berater in Wien. Er ist Chefredakteur des „Couleur“ und studiert berufs begleitend an der Uni Wien.

EINE SPRACHE OHNE STELLENWERT VERFÄLLT

ANDREAS KUBACEK

Als Deutschlehrer, der seit über 30 Jahren an einer Wiener BHS unterrichtet und darüber hinaus seine Diplomarbeit über den Wiener Dialekt geschrieben hat, hat mir selten eine Ausgabe der ACADEMIA so aus der Seele gesprochen wie jene vom September 2021.

Ich selbst kämpfe seit Jahren gegen die Auswüchse des Genderwahnsinns, engagiere mich für eine bessere soziale Akzeptanz des traditionellen Wiener Dialekts, wehre mich verbissen gegen das Migrantendeutsch, beobachte mit Besorgnis, wie meine Schüler die bundesdeutsche Varietät in Ausdruck, Aussprache und Grammatik übernehmen und versuche als Germanist trotzdem, nicht in einen Sprachpessimismus zu verfallen, sondern all dies als mehr oder weniger natürlichen Sprachwandel zu begreifen, auch wenn es mir oft schwer fällt.

Was ich als Lehrer aber nicht hinnehmen kann, ist das von Jahr zu Jahr sinkende Niveau der Sprachkompetenz in der Muttersprache (!) Deutsch,

denn der Migrantenanteil, den man vielfach (und teilweise auch zurecht) dafür verantwortlich macht, beträgt an meiner Schule nicht einmal 10 Prozent. Es muss also auch andere Gründe geben.

Ich erlebe in den verschiedensten Bereichen eine besorgniserregende Abnahme des Stellenwertes, den man der eigenen deutschen Muttersprache beimisst:

Es ist der Schulpolitik und vielen Schulleitungen offenbar nicht mehr wichtig, Deutsch gegenüber anderen Fächern zu positionieren, Wochenstunden für Deutsch werden gekürzt, Klասenteilungen werden aufgehoben (30 und mehr Schüler in einer ungeteilten Klasse kommunikativ und interaktiv zu unterrichten, ist schier unmöglich), Deutschstunden werden im Stundenplan an das Tagesende gesetzt, die normative Sprachrichtigkeit in Abschlussarbeiten wird oft als unwesentlich abgetan – Hauptsache sie sind gegendert – und offizielle Dokumente, Erlässe und Verordnungen der Schulbehörden

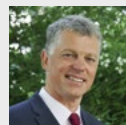
enthalten zum Teil sinnverdrehende Fehler.

Es ist den Medien, die maßgeblich zur Verbreitung von Sprachwandel beitragen, nicht mehr wichtig, Verantwortung gegenüber unserer Sprache zu übernehmen. Im Sinne einer allgemeinen anglizierenden Sprachmode wird alles Mögliche aus dem Englischen teilweise fehlerhaft übersetzt oder im Original, aber unpassend, übernommen, ohne zu bemerken, wie das unsere Muttersprache nachhaltig verändert. Beispiele gibt es zuhauf.

Es ist den Schülern nicht mehr wichtig, auf Sprachgenauigkeit zu achten, wenn das die Eltern, die Politik und die Medien nicht mehr tun. Es ist auch kaum jemandem wichtig, einen Text zu überprüfen oder korrigieren zu lassen, bevor man ihn aus der Hand gibt, weil man ihn nicht mehr als Visitenkarte seiner selbst begreift.

Sind es also tatsächlich nur mehr die Deutschlehrer, die als „Bewahrer“ der deutschen Sprache eine belächelte Minderheit darstellen? Wäre es nicht an der Zeit, dass wir alle als Mitglieder einer Sprachgemeinschaft unserer Muttersprache wieder mehr Stellenwert zugestehen und nicht der bekannte Satz, den Helmut Qualtinger seinem „Herrn Karl“ in den Mund legte: „Deitsch kann eh a jeder“ zu unserer Maxime wird?

Ein mutiges Bekenntnis ist hier vonnöten und umso mehr bestürzt es mich, dass Kolleginnen in der ACADEMIA anonymisiert wurden, „um ihnen dienstrechtliche Probleme zu ersparen“, wie am Ende des Textes fast entschuldigend angemerkt wird! Sind wir wirklich schon so weit? Ist berechtigte und dringende Kritik bereits mit disziplinären Konsequenzen bedroht? Das ist es eigentlich, was mich „sprachlos“ macht!



Mag. Andreas Kubacek (Pan)

ist Professor an der Tourismusschule Modul in Wien.

ES SOLLTE NICHT SEIN

WARUM DIE UNION VERLOREN HAT

GERHARD HARTMANN

Über die Chancen, dass ein CVer deutscher Bundeskanzler werden könnte, war in der ACADEMIA Nr. 3/2021 zu lesen. Doch dieser Traum ist für Armin Laschet (Ae, R-Bo) wohl nicht wahr geworden.

Jetzt, nachdem sich der Nebel oder der Pulverdampf vom Felde des Wahltags zu verziehen beginnt, bleibt die Frage, wie konnte so etwas passieren? Noch vor wenigen Monaten lag die Union doch in allen Umfragen deutlich in Führung. Für die Niederlage gibt es viele Gründe, und sie sind vielschichtig. Jeder einzelne wäre für sich genommen nicht ausschlaggebend gewesen, aber im Zusammenwirken verursachten sie diesen Ausgang.

EIN NIEDERGANG MIT LANGEM ANLAUF

Eigentlich muss man lange zurückblicken. Als Helmut

Kohl am 27. September 1998, also vor fast 23 Jahren, die Wahl verloren hat, trat er als Parteiboss zurück. Wolfgang Schäuble wurde sein Nachfolger, der die bisherige Umweltministerin Angela Merkel („Kohls Mädchen“) zur Generalsekretärin machte. Doch Ende 1999 wurde die CDU-Spendenaffäre öffentlich, und Schäuble trat zurück. Geschickt gelang es Merkel, CDU-Vorsitzende zu werden. Friedrich Merz (BvBo) hingegen beerbte Schäuble als Fraktionsführer, doch nach der Bundestagswahl 2002, die die CDU nicht in die Regierung brachte, verdrängte ihn Merkel von diesem Posten. Wie überhaupt Merkel es stets verstand, Konkurrenten an den Rand oder gar aus der Politik zu drängen.

Dann kam das Jahr 2005 mit dem knappen Wahlsieg der Union, und mit ihm begann die 16-jährige Kanzlerschaft



Armin Laschet (Ae, R-Bo), der unterlegene Kandidat der Union

Merkels. Relativ rasch verschaffte sie sich national wie auch international (EU) Respekt, der im Großen und Ganzen bis 2021 halten sollte, aber nicht immer bei Unions-Kernschichten. Nach ihrer Meinung begann eine „Sozialdemokratisierung“ der CDU wie auch eine Marginalisierung des christlichen Kerns.

Merkel wird auch als Erfinderin der asymmetrischen Demobilisierung bezeichnet. Diese will durch das Vermeiden von kontroversen Stellungnahmen potentielle Wähler des politischen Gegners vom Wahlgang fernhalten, wodurch der eigene Anteil steigt. Und man gewinnt in der (linken) Mitte auch neue Wählerschichten. Das zeigte sich bereits bei den nächsten Wahlen 2009, wo die Union zwar nur 1,4 Prozent dazu gewann, die SPD jedoch 11,2 Prozent verlor. 2013 steigerte sich die Union sogar auf 41,5 Prozent – im selben Jahr kam übrigens die ÖVP auf ihren bislang niedrigsten Wert von 24,0 Prozent. All das geschah nach zwei Entscheidungen Merkels, die nicht nach dem Geschmack der Konservativen in der Union war: die Aussetzung der Wehrpflicht im Jahr 2010 sowie der 2011 beschlossene Ausstieg aus der Atomkraft aufgrund des Vorfalls in Fukushima.

Es war daher kein Zufall, dass im April 2013 die Alternative für Deutschland (AfD) gegründet wurde und bei den Bundestagswahlen im Herbst desselben Jahres

nur knapp den Einzug in den Bundestag verpasste. Und damit wurde ein Fehler sichtbar, vor dem das CSU-Urgestein Franz-Josef Strauß (TsM) bereits in den siebziger Jahren gewarnt hatte: Es darf rechts von der Union keine ernstzunehmende politische Kraft geben. Beschleunigt wurde dieser Prozess durch das Flüchtlingsjahr 2015. Während die einen die gesinnungsethische Willkommenskultur („Wir schaffen das!“) guthießen, wurden verantwortungsethische Argumente im öffentlichen Diskurs an den Rand gedrängt. Wie auch immer: Merkel hat damit zu einer gesellschaftlichen Linksverschiebung in Deutschland beigetragen. Die Quittung kam bei den Bundestagswahlen im Herbst 2017: Die Union verlor 8,6 Prozent und kam nur mehr auf 32,9. Und die AfD zog als stärkste Oppositionspartei in den Bundestag ein.

EIN MUSTERBEISPIEL, WIE MAN'S NICHT MACHT

Die Fehlerspirale in der Union drehte sich weiter. Der erste Hauptfehler war, dass Merkel eine schonungslose Analyse dieser starken Verluste verhinderte und von einer Verantwortungsübernahme durch sie nichts zu bemerken war. Die einzige Änderung war: Im Februar 2018 wurde die saarländische Ministerpräsidentin Anneliese Kramp-Karrenbauer (genannt AKK) auf Vorschlag Merkels CDU-Generalsekretärin. Nach weiteren Rückgängen der Union erklärte

Merkel im Oktober 2018, den CDU-Vorsitz zurückzulegen. Und dann hat die CDU drei Jahre versucht, sich eine stabile Führung zu geben, und ist dabei gleich zweimal gescheitert.

AKK konnte sich Anfang Dezember 2018 auf dem CDU-Bundesparteitag gegen Friedrich Merz zwar knapp durchsetzen, doch Merkel blieb Bundeskanzlerin. Das war der zweite Hauptfehler, denn so war es der neuen CDU-Vorsitzenden nicht möglich, aus dem Amt der Bundeskanzlerin in die Wahlen von 2021 zu gehen. Und es wäre auch nicht zu dem Vorfall gekommen, dass Merkel AKK wegen der Regierungskrise in Thüringen gemäßregelt hätte. Diese

kündigte deswegen Anfang Februar 2020 ihren Rücktritt an, aber die Pandemie verhinderte eine zügige Klärung der Nachfolge. Sie erfolgte erst im Januar 2021, wo Armin Laschet schließlich gewählt wurde. Merz hatte zum zweiten Mal das Nachsehen. Fazit: Die CDU war fast ein Jahr gelähmt. Und *es sollte sich rächen, dass Merkel eine personell ausgeblutete und weitgehend inhaltsleere Partei hinterlässt, von der sie sich selbst schon vor einiger Zeit distanziert zu haben schien.* Die Union präsentiert sich jetzt noch ausgelaugter, als nach 16 Jahren Helmut Kohl.

Und dann gab es noch das egomanische Schauspiel von Markus Söder um die Kanzlerkandidatur. Sein Verhal-

**AV Astoria Druck
(1/4 87 x 116)**



ten hat meiner Meinung nach gezeigt, dass er als Kanzler charakterlich nicht geeignet gewesen wäre.

Das folgenschwerste Versagen war im Wahlkampf die mangelnde Geschlossenheit der Unionsparteien. Die SPD präsentierte sich weitaus disziplinierter, während die Union wie ein Hühnerstall wirkte. Und so darf man sich nicht wundern, dass sie die Wahlen verloren hat. Schuld haben weniger Laschet und jene, die ihn unterstützten, sondern vor allem jene, die im Wahlkampf lieber von Söder säuselten, als Laschet zu unterstützen. Und seitens der veröffentlichten Meinung permanent auf sein Lachen bei einem Flutopferbesuch herumzureiten, war mehr als lächerlich.

VOLKSPARTEIEN IN DER KRISE

Seriöserweise muss man aber feststellen, dass es noch weitere, tiefere Gründe gab. Sie liegen im Abschmelzen der Kern-Milieus der Union, was teilweise von ihr gar nicht aufzuhalten ist, wie etwa den Rückgang der

Kirchlichkeit beziehungsweise des Christlichen in der Gesellschaft. Das trifft auch die anderen christdemokratischen Parteien Europas. Wie überhaupt die Zeit der großen Volksparteien vorbei sein dürfte. Bis in die achtziger Jahre hinein erreichten Union und SPD – wie auch ÖVP und SPÖ – jeweils Werte über 40 Prozent. Doch das stabile Dreiparteiensystem war zu Ende. In Deutschland kamen die Grünen auf, dann gab es nach der Wende die SED-Nachfolgepartei PDS/Die Linke, und seit 2017 gibt es als sechste Partei die AfD. Jetzt haben Union und SPD zusammen knapp mehr als 50 Prozent erreicht, ähnlich wie 2013 ÖVP und SPÖ zusammen.

Die CDU-Kreisvorsitzendenkonferenz votierte nun für eine Mitgliederbefragung, und Präsidium und Vorstand der CDU haben dem zugestimmt. Spätestens Anfang Januar soll die Vorsitzendenfrage geklärt sein. Für jene CDU-Ministerpräsidenten, die nächstes Jahr Wahlen zu bestehen, viel zu spät. Ob ein Mitgliederentscheid eine

brauchbare Lösung ist? Sie sind keine Allheilmittel, und die CDU sollte nicht die Fehler der SPD machen. Außerdem: Bundestagswahlen entscheiden nicht die Mitglieder, sondern die Wähler. Bei diesen müssen Kandidat und Programm passen, nicht bei den Parteimitgliedern, die immer weniger (und älter) werden.

KOMMT MERZ BEIM DRITTEN ANLAUF?

Man braucht nicht nur einen überzeugenden neuen Parteivorsitzenden mit einem entsprechenden Team, sondern eine Idee von einer Volkspartei modernen Typs. Aber da beginnt schon die Schwierigkeit: In den Städten bemüht sich die Union um Milieus, deren Ansichten auf dem Land oft Befremden hervorrufen.

Die CDU will zügig einen neuen Parteivorsitzenden bestimmen. Aber wer soll das

sein? Als Österreicher wurde man in den letzten Jahren immer wieder angesprochen: „Einen wie den Kurz bräuchten wir auch hier!“ Doch nach dem 11. Oktober ist das verstummt. Laschet hat in einem Interview am 21. Oktober in der FAZ gesagt: „Soll man Wahlkampagnen auf eine Person ausrichten? Ich bin sehr skeptisch. Wenn bei zerstörter Parteistruktur die Führungsfigur wegfällt wie jetzt in Österreich, ist das gefährlich.“

Nun lassen die Medien bereits wiederum potentielle Kandidaten mit den Hufen scharren. Es sind altbekannte Gesichter, wobei Friedrich Merz an der Spitze der Nennungen steht. Wenn er beim dritten Anlauf Erfolg hat, würde er sicher einen guten Oppositionsführer im Bundestag abgeben, denn das hat er schon vor zwanzig Jahren bewiesen. Ob er ein erfolgreicher nächster Kanzlerkandidat sein wird, bleibt aber offen.



Univ.-Doz. Dr. Gerhard Hartmann (Baj et mult.)

lebt in Nordrhein-Westfalen und berichtet in den 90er-Jahren regelmäßig aus Bonn für die „Kleine Zeitung“ und „Die Furche“.

ÄRMEL HOCHKREMPPELN UND GÜRTEL ENGER SCHNALLLEN!

Ob Ampel oder Jamaika – den Deutschen steht neuerlich eine Wende bevor. Nimmt die neue Regierung die gültigen Klimaziele ernst, ist die Party schon bald vorbei: Trotz zu erwartender Hochkonjunktur und Vollbeschäftigung werden privater Konsum und gelebter Wohlstand schmerzhaft schwächeln.

WILHELM ORTMAYR



Der Beschluss des Bundesverfassungsgerichts platzte Ende April wie eine Bombe in den beginnenden Bundestagswahlkampf: Menschen haben ein „Grundrecht auf Zukunft“. So zumindest interpretierte und verbreitete die mediale Öffentlichkeit den Willen der Karlsruher Höchststrichter. Der Gesetzgeber, so der Beschluss, müsse einen Ausgleich finden zwischen dem Freiheitsgebrauch

der Bürger und dadurch klar erwartbaren Schadenslasten für (andere) Bürger. Umweltschützer deuteten dies als wichtigen Sieg der jüngeren Generation, gerade in einem Staat, der längst zu einer Seniorendemokratie geworden ist. Diese bekommt nun Verantwortungsgrenzen gesetzt.

Schon ohne dieses verschärfende Urteil wäre die neue Berliner Koalition vor einer

Herkulesaufgabe gestanden, sagt Diplom-Ökonom Matthias Günther, Vorstand des renommierten Pestel-Institutes in Hannover im Gespräch mit der ACADEMIA. „Das, was Corona an notwendigen Veränderungen beschert hat, ist ein Episödchen gegen das, was der ökologische Wandel uns bringen wird“, also die Maßnahmen zur Senkung des CO₂-Ausstoßes, ist Günther überzeugt.

Bereits die neue Bundesregierung, wer immer sie auch bilden wird, wird erste radikale Schritte setzen müssen. Das engt ihren Handlungsspielraum spürbar mehr ein als den vieler ihrer Vorgängerregierungen. Allein die reine Umsetzung des beschlossenen Klimaschutzgesetzes, hinter das nun keine Regierung in Deutschland mehr zurückgehen könne, hätte keinen Stein auf dem anderen

gelassen. Nun aber fordern die Höchststrichter sogar zum Nachbessern auf und geben damit allfälligen weiteren Klagen – etwa gegen ein zu lasches Vorgehen künftiger Regierungen – gehörig Munition. „Die Auswirkungen all dessen werden unser Wirtschaften völlig neu ordnen“, prognostiziert Günther.

HUNDERTE MILLIARDEN ALLEIN FÜR DIE WOHNUNGEN

Deutlich machen lässt sich dieser Wandel an mehreren Beispielen. Wohnen ist eines davon. Deutschland möchte die treibhausrelevanten Emissionen in diesem Bereich bis 2030 um 43 Prozent senken und bis 2045 sogar auf Null stellen. Der dann noch verbleibende Energiebedarf soll regenerativ gedeckt werden.

Schon Teil eins des ehrgeizigen Zieles (bis 2030) ist aus zwei Gründen mehr als sportlich. Er müsste erstens in einem nach wie vor wachsenden Baubestand gelingen. Erst ab 2030 – und das ist die einzige gute Nachricht – enden Wohnraumgier und Flächenfraß, dank der steigenden Kosten und des langsamen Aussterbens der Babyboomer. Zweitens werden die Branchen, die die Totalsanierungen durchführen sollen, nach heutigem Ermessen nicht über ausreichend Personal, Material und Strukturen dafür verfügen. „Wie der gegenwärtige Markt es schaffen soll, bis 2030 beziehungsweise 2045 alle 40 Millionen Wohneinheiten

Deutschlands von Grund aus zu sanieren, ist mir ein Rätsel“, so Günther.

Fest steht aber: Irgendwann müssen sich alle Deutschen den Klimazielen Ziel stellen. Investitionen oder höhere Energiekosten werden Wohnen deutlich verteuern: Um drei bis fünf Euro pro Monat und Quadratmeter, sagen die Experten, wobei die Obergrenze eher die Haushalte am Land treffen wird, die meist ein ungünstigeres Außenfläche/Wohnfläche-Verhältnis haben als urbane Wohnungen.

Dahinter steckt auch enormer sozialer Sprengstoff, denn die Teuerungen am Wohnungssektor werden alle Regionen gleich treffen. Es ist also gut möglich, dass eine Warmmiete in München von 16 auf 19 Euro steigt, in einer strukturschwachen ländlichen Region aber von sieben auf zwölf Euro. Dies, so Günther könnte, „zu Verwerfungen führen, die an der Politik nicht spurlos vorbei gehen“. Immerhin arbeitet jeder fünfte Deutsche in einem Niedriglohnsektor und die Zahl der Senioren mit geringen Renten ist verhältnismäßig hoch. Dazu kommen Studenten, Alleinerziehende und andere Gruppen, denen eine spürbare Verteuerung der Lebensgrundlagen nicht zugemutet werden kann.

Beim Wohnen allein macht der Wunsch nach Klimaneutralität aber nicht Halt. Jedes Hotel, jeder Dienstleistungsanbieter, jede Freizeit-

einrichtung wird die aufkommenden Mehrkosten im Endpreis abbilden müssen. Die Konsequenzen sind für Ökonom Günther eindeutig: „Die Jahrzehnte, in denen wir Hochkonjunktur über Konsum definieren, sind erst mal vorbei. Nun laute die Devise: Investieren und den Gürtel enger schnallen!“

Genau genommen, so der politisch erfahrene Ökonom, gehe es in Deutschland künftig mehr denn je um Verteilung. „Nicht um Umverteilung, zumindest vorerst mal nicht, sondern um die Verteilung des BIP, das Deutschland erwirtschaftet.“ Große Teile dessen werden künftig nicht für den Konsum zur Verfügung stehen, weil sie für investive Maßnahme im Bereich Klimaschutz benötigt werden – eine Entwicklung, die auf jedes europäische Land zukommt. „Wir

werden Hochkonjunktur und hohes Wachstum haben und es wird Vollbeschäftigung geben, aber der Konsum wird schwächeln“, ist Günther überzeugt. Wegen höherer Lebenshaltungskosten und deutlichen Preisanstiegen bei Konsumgütern.

DER ENERGIEPREIS UND DIE VERTEILUNG

Noch weigert sich die Politik weitgehend, über die Folgen dessen, was sie sich selbst auferlegt hat und vom Verfassungsgericht auferlegt bekam, Klartext zu reden oder (etwa durch das Fördern kleinerer Wohnungen) steuernd tätig zu werden. Bisweilen reicht die politische Fantasie nicht mal aus, die Chancen der zu erwartenden Veränderungen zu erkennen. Und die gibt es tatsächlich. Mögen auch die Zielvorgaben der neuen Koalition unabänderbar sein,



der Rahmen des politisch Gestaltbaren bleibt groß.

Beim Verteilen des BIP und der Frage, wer sich Konsum noch leisten darf, regieren nämlich zwei Grundsätze:

- Besagtem Drittel der Bürger kann schon jetzt de facto nichts weggenommen werden. Es würde auch markante Preissteigerungen nicht verkraften.
- Im Prinzip zeichnet sich genau dieses Drittel als jene Bevölkerungsgruppe aus, die am wenigsten Energie verbraucht. Sie konsumiert insgesamt weniger, reist weniger, lebt auf weniger Wohnraum, hat keine teuren Hobbies...

Somit könnte die „Verteilung“ auf ganz natürlichem Weg, nämlich durch die progressive Bepreisung von Energie und dem Niederschlag dieses Preises auf alle Wirtschaftsbereiche zur „Umverteilung“ werden. Wer wenig verbraucht, ist Gewinner, wer viel verbraucht, zahlt kräftig drauf. Einziges Problem, laut Günther: „Die SPD hat’s noch nicht begriffen.“

Dabei fühlen sich die Sozialdemokraten grundsätzlich gewiss nicht unwohl bei der Vorstellung, ihre Stammklientel könne finanzieller Profiteur der Energiewende werden. Allerdings übersteigt es die Vorstellung der Genossen, dass dies ausschließlich aufgrund individueller Entscheidungen und als Folge

vernünftigen Verhaltens des Bürgers vonstatten gehen soll. „Die SPD schüttet gerne aktiv staatliche Füllhörner über die eine oder andere Gruppe aus und sagt dann mit Stolz: Für die haben wir etwas getan“. Der Umverteilung durch Anreizsysteme vertraue sie hingegen traditionellerweise kaum. Deshalb stehe sie auch beim Klimathema beharrlich auf der Bremse, wenn „große Lösungen“ primär auf die Eigenverantwortung der Bürger setzen, sagt Wirtschafts- und

Sozialforscher Günther und spricht dabei aus Erfahrung: „Ich war dort kurz mal Mitglied“.

Aus genannten Gründen wagt der Experte eine Prognose für Berlin: Die Ampel werde sich, auch aus Gründen von Sympathie und ideologischen Nähen, leichter bilden lassen. Doch mehr weiterbringen für den Klimaschutz und die Energiewende würde ein Jamaika-Bündnis. „Seit Industrie und mittelständische Wirtschaft

erkannt haben, dass der Klimawandel für sie Chance und Potenzial sein könne, zeigen sich die Christdemokraten weit beweglicher in Sachen „Green Deal“ als die SPD“. Zudem stünden die bürgerlichen Parteien Anreizmodellen (als marktwirtschaftliches Lenkungsinstrument) grundsätzlich positiver gegenüber als Linksparteien alter Schule.

RAUF MIT DEM PREIS FÜR CO₂-VERBRAUCH

Dass aber die Energiewende mit marktwirtschaftlichen Mechanismen und individueller Freiheit deutlich besser zu bewerkstelligen sein wird als mit starr ordnungsrechtlichen Aktivitäten, steht für Matthias Günther außer Frage. Er meint, dem Staat sollte es letztlich egal sein, ob die Bürger die notwendigen CO₂-Einsparungen durch Verhaltensänderung oder innovatorsorientierte Investitionen erreichen. „Jeder sollte die Wahl haben, ob er lieber bei 16 Grad Raumtemperatur im schlecht gedämmten Haus friere, seine Wohnungsgröße deutlich reduziere oder auf technisch manifeste Veränderungen setze“, fordert Günther. Regeln ließe sich all das allein über den Preis. Darauf, so der Ökonom, habe der Deutsche (und mit ihm eigentlich ganz Europa) immer am besten reagiert.

Die neue Regierung muss also dafür sorgen, dass CO₂-Verbrauch echt weh tut im Geldbeutel. Sonst, jede Wette, ist wieder Karlsruhe am Wort.



Das nach seinem Gründer benannte Eduard-Pestel-Institut wurde 1975 als „Institut für angewandte Systemforschung und Prognose e.V.“ in Hannover ins Leben gerufen. Eduard Pestel war Professor für Mechanik und Regeltechnik an der TU Hannover, Mitbegründer des Club of Rome und von 1977 bis 1981 als CDU-Politiker Minister in Niedersachsen.

Das interdisziplinäre Forschungsinstitut, das von Diplom-Ökonom **Matthias Günther** geleitet wird, hat sich auf die Analyse bestehender Systeme und deren Weiterentwicklung spezialisiert. Besonders fokussiert ist man auf die Bereiche Regionalwirtschaft, Wohnungsmarkt, Demographie und Klimawandel.

Das Gespräch mit dem Institutsleiter wurde im Rahmen des 17. European Summit in Salzburg geführt. Bei diesem mehrtägigen Expertengipfel, der alljährlich vom Institut der Regionen Europas (IRE) veranstaltet wird, referierte Matthias Günther zu den Auswirkungen der Covid-Pandemie auf den Wohnungssektor und das Siedlungsverhalten.

„DIE SCHEISS-CHRISTIN“

HERBERT KASPAR

TV-Konsumenten, denen die einseitige und repetitiv-penetrante Berichterstattung im ORF auf die Nerven geht, haben eine interessante Alternative. Sie können jeden Abend um 19 Uhr 20 – also zehn Minuten vor der ZIB1 – auf ServusTV schalten und dort Dinge erfahren, die der Staatsfunk bewusst verschweigt. Umgekehrt verzichtet der Privatsender dankenswerterweise gerne auf die x-te Wiederholung bereits bekannter Sachverhalte und versteht sich auch nicht als Schulmeister dort, wo der ORF bei den Hörern und Sehern noch starke Wissensdefizite ortet – von der mangelnden Willkommenskultur über die schwache LGBT-Awareness bis zum Nachholbedarf in der Feminismus- oder Genderpolitik. (Lediglich in Corona-Fragen hat sich der Privatsender einer stark impfskeptischen Linie verschrieben – ein echter Wermutstropfen, leider).

Besonders entlarvend für die falsche Prioritätensetzung im ORF war, als die Anwälte

der mutmaßlich von afghanischen Asylwerbern ermordeten Leonie (es gilt selbstverständlich – anders als bei Politikern – die Unschuldsvermutung) in einer bemerkenswerten Pressekonferenz konkrete Vorschläge an die Politik präsentierten und auch die Eltern des Opfers zu Wort kamen.

ORF-Seher erfuhren nichts davon.

Nur die Zuseher bei ServusTV wurden von diesem denkwürdigen und berührenden Ereignis informiert; insbesondere auch, was der gebrochene Vater der 13-jährigen Leonie berichtete: „Mein Kind könnte noch leben, hätten wir eine andere Asylpolitik. In Österreich werden die Grenzen überrannt und dann dürfen wir nicht einmal abschieben. Da wir auch Akten-einsicht haben, möchte ich auch einen der Täter zitieren: „Die Scheiß-Christin hat das ja nicht anders verdient“. Mein Kind hat mit dem höchsten Preis diese Einladungspolitik bezahlt, aber vielleicht kann

man andere Kinder noch schützen, und das wünsche ich mir von der Regierung.“

Der ORF wollte seinen Sehern weder die beklemmende Anklage der Eltern noch die ungeheuerliche Aussage eines der mutmaßlichen Täter zumuten. Und der Staatsfunk war mit seiner Zurückhaltung nicht allein. Auch in den Printmedien fanden sich – soweit ich feststellen konnte – keine nennenswerten Berichte, von den Worten des Täters ganz zu schweigen.

Über die Motive für diese vorseilende Zensur soll sich jeder selbst ein Urteil bilden, vor allem angesichts der Tatsache, dass unsere Medien bei anderen heftigen Zitaten nicht so zurückhaltend sind, wie man ja insbesondere in der letzten Zeit täglich feststellen kann. Da wird munter aus – an sich der Vertraulichkeit unterlie-

genden – Akten zitiert, was das Zeug hält. Zigital werden mittlerweile sattsam bekannte Texte gebracht, wenn es ins redaktionelle Konzept passt. Gefühlte hundert Male wurden wir mit immer denselben Ibiza-Fotos traktiert und manche von uns kennen bestimmte Chat-Nachrichten mittlerweile wohl besser als deren Urheber.

Dem „ungebildeten“ Leser, Seher oder Hörer, der nicht über das ideologisch gefestigte Sensorium des interessensgeleiteten Journalisten verfügt, sind daher vernünftigerweise nur solche Nachrichten zuzumuten, für die er auch „reif“ genug ist.

Denn wohin kämen wir, wenn sich engagierte Bürger aufgrund seriöser, faktenbasierter und wertungsfreier (!) Berichte ihr eigenes Urteil bilden?



Prof. Dr. Herbert Kaspar (Am)

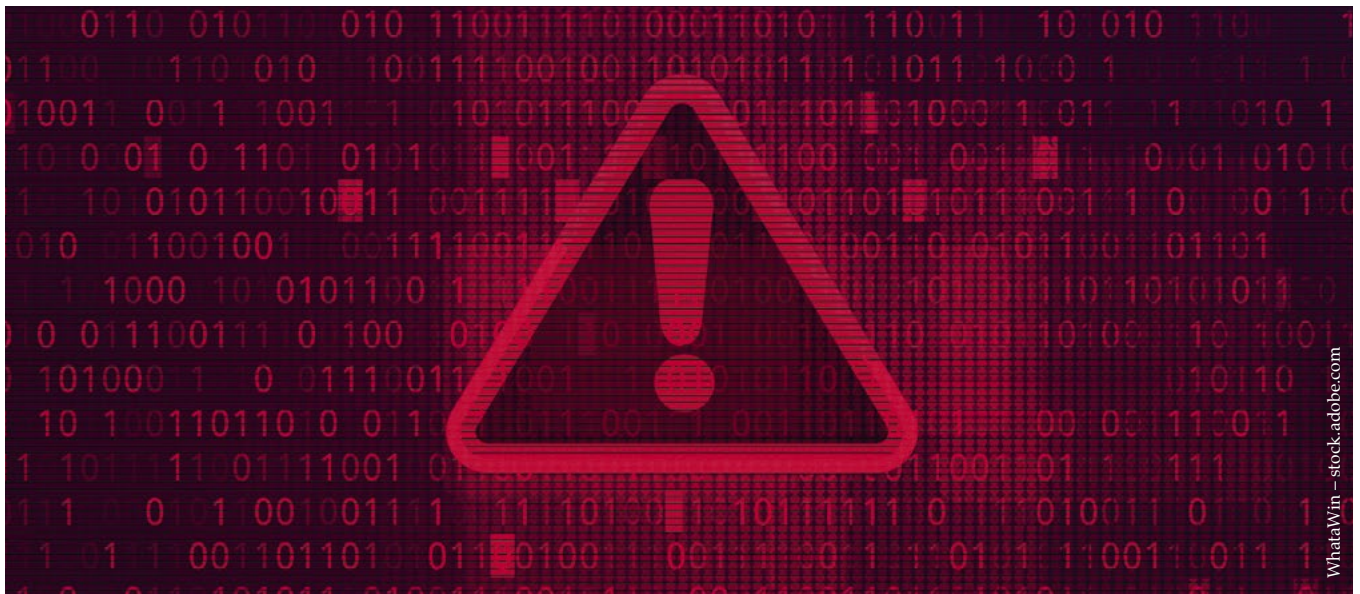
war von 2001 bis 2013 Herausgeber und von 2013 bis 2015 Chefredakteur der ACADEMIA.

YOUR FILES ARE ENCRYPTED

HOCHSAISON FÜR DIE NEUEN TRICKBETRÜGER

Die Pandemie und ihre Trittbrettfahrer: Innerhalb kurzer Zeit hat die Internet-Kriminalität um ein Viertel zugenommen. Ziel der Betrüger sind immer öfter mittelständische Unternehmen, deren digitale Sicherheitsnetze durch Covid Lücken bekommen haben.

WOLFRAM KREIPL



Die Milchstraße. Mit ihrer Lage nördlich des Salzburger Hauptbahnhofes ist sie zwar nicht der Nabel der Welt – wohl aber das Zentrum der Salzburger Milchwirtschaft. Tag für Tag bekommt und verarbeitet die „Salzburg Milch“ etwa 790.000 Liter Milch – bis im Sommer 2021 plötzlich fast gar nichts mehr ging. Ein Hackerangriff

hatte den Betrieb vom 23. Juni bis zum 1. Juli lahm gelegt. Keine Milch konnte angeliefert werden, keine Milch verarbeitet, keine Milch ausgeliefert. Nur eines funktionierte noch: Ein Link ins Darknet – den weitestgehend unregulierten Teil des Internets, der mit Plattformen wie „Silkroad“ auch Dreh- und Angelpunkt des modernen

Schwarzhandels ist. Die Hacker forderten Lösegeld – weitestgehend anonym über Kryptowährung. Erst am 1.7. konnte das System wieder ans Netz gebracht werden – Schritt für Schritt wurde es neu aufgebaut, und das nur, weil die Salzburg Milch den Schritt in die vollständige Digitalisierung schon zuvor gemacht hatte und somit nicht

zu 100 Prozent ausgesperrt war. Damit ist die Salzburg Milch einer der Fälle, die eher glimpflich ausgingen. Vielen anderen Unternehmen ist dies nicht gegönnt.

EIN AUFWÄRTSTREND

Strafdelikte im Internet – sogenannte Cyberkriminalität – nahmen allein von 2019

auf 2020 laut einer Statistik des Bundeskriminalamtes um rund 26 Prozent (28.439 Fälle auf 35.915 Fälle) zu. Den Gutteil dieser Verbrechen machen Einzeldelikte, insbesondere Betrugsfälle, aus. Betrügerische Online-Shops, Datingseiten, Spendenportale schaffen es mit einer erschreckenden Häufigkeit, Menschen um ihr Geld zu bringen.

Diese Tricks funktionieren analog zu Offline-Betrugsmaschen: Menschen werden dort angegriffen, wo sie besonders verwundbar sind. Bei ihren Wünschen, ihrem Sexualtrieb, ihren Emotionen. Wo starke Gefühle mitspielen, da sitzt die Geldtasche locker und die Augen sind wenig wachsam. Doch nicht nur diese „Kleinkriminalität“ wächst an – Drogen- und Menschenhandel, der Handel mit Daten und insbesondere auch „traditionelle“ Hackerangriffe mit Lösegeldforderung nehmen stark zu. Dies ist die Art von Cyberkriminalität, auf die ich mich nun beschränken möchte: Straftaten auf Computersysteme unter Zuhilfenahme digitaler Mittel.

BETRUGSGESCHÄFTE UND LÖSEGELD

Ein Angriff auf das Computersystem eines Betriebs sieht in den meisten Fällen sehr ähnlich aus: Mittels eines Zugriffspunktes innen oder außen steigt der Kriminelle in das System ein. Dort ändert er blitzschnell – natürlich mit spezialisierter Software –

Passwörter, verschlüsselt Dateien, sperrt Nutzer aus. Dem Nutzer wird nur mehr eine einzige Option gegeben: Er soll innerhalb einer gewissen Zeit Lösegeld bezahlen oder verliert alle seine Daten.

Zu diesem Zeitpunkt ist es häufig schon zu spät, der Kampf gegen den Hacker (oder die Hackergruppe) ist ein Kampf gegen Unbekannte. Während man einem Bankräuber nachlaufen kann, gestaltet sich die Suche nach Cyberkriminellen deutlich schwieriger. Bereits „Durchschnittsuser“ können mittels gewisser Services ihre Spuren im Internet kompetent verwischen – die Möglichkeiten der Profis sind nochmals ganz andere. Meist bleibt als Hoffnung nur der Zugriff auf ein externes Backup. Ist dies nicht vorhanden, hat man zwei Optionen: Die Hoffnung, das System zurückzuerobern, ein schwieriges und unsicheres Unterfangen, oder die Zahlung von Lösegeld. Hiervon raten Behörden – ähnlich wie bei Geiselnahmen – aber generell ab. Denn neben der negativen Vorbildwirkung beinhaltet das Bezahlen das Risiko, dass das System trotzdem nicht wieder aufgesperrt wird.

MENSCHLICHES VERSAGEN

Mittlerweile wird im Schnitt jede Woche eine deutsche Gemeindeverwaltung durch eine solche Erpressungsattacke ausgeschaltet. Das wirft die Frage, ob es für Externe tatsächlich so einfach ist, un-

erwünscht solche Systeme zu entern. Die Vorstellung, Hacker würden Passwörter knacken wie George Lazenby als James Bond 1969 Tresore knackte, ist wenig akkurat. Nur selten steigen Kriminelle auf dem „brachialen“ Weg in ein System ein. Oftmals ist die Schwachstelle viel offensichtlicher: der Mensch. Ein Passwort, das als Post-It auf einem Monitor klebt, ein beiläufiger Blick. Ein Mitarbeiter, der sich in der Mittagspause nicht abmeldet, jemand der sich als IT-Techniker ausgibt. Menschliche Faktoren sind mit das größte Risiko für Betriebe. Oft reicht eine Schwachstelle (ein schlecht geschulter Mitarbeiter, eine unvorsichtige Praktik), um einem Hacker den Zugriff zu geben, den er braucht.

Eine andere populäre Quelle sind Datenlecks. Passwörter, die durch solche aufgetan werden, sind selbstverständlich nicht mehr sicher. Auch diese werden von Kriminellen genutzt, um in Systeme einzusteigen. In Zeiten, in denen Cyberkriminalität vom Hobby unverheirateter Mittdreißiger zu einer regel-

rechten Industrie wächst, ist ein sicherer Umgang mit den eigenen Daten und Passwörtern unumgänglich.

COVID ALS BRANDBESCHLEUNIGER

Dass im „Zeitalter der Digitalisierung“ die Cyberkriminalität weiter wächst, ist grundsätzlich wenig überraschend. Mit beschleunigt hat dieses Wachstum die Pandemie, die viele Betriebe unfreiwilligerweise in das 21. Jahrhundert geschleudert hat: Halbgare technische Lösungen, Home-Office, Cloud-Dienste und die Lagerung wichtiger Daten auf privaten, unsicheren Geräten sind Schwachstellen, die den Angriff immer leichter machen. Die Pandemie war für alle Gewerbetreibenden eine Herausforderung in Sachen IT-Infrastruktur. Dies machten und machen sich Hacker und andere finstere Gestalten der digitalen Welt natürlich zu Nutze.

Je komplexer digitale Strukturen werden, desto weniger tolerant sind sie für Fehler und desto einfacher wird – wie für uns „Normale“ – der

BILDQUELLENVERZEICHNIS:

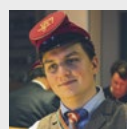
- S. 5 links: Burgenländisches Landesarchiv, Fotosammlung, Foto: Robert Forstner, Eisenstadt
- S. 5 Mitte: Burgenländisches Landesarchiv, Fotosammlung
- S. 8 (beide Bilder): Burgenländisches Landesarchiv, Fotosammlung
- S. 14: Römisches Rebmesser: Herbert Brettl Halbturm
- S. 15: Fassbrand „R“: Homepage Freistadt Rust
- S. 27 Autorenbild Michael Landau: Caritas – Ingo Pertramer
- S. 44: Andreas Praefcke – eigenes Werk, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Salzburg_Denkmal_Franz_Rehrl_Max-Reinhardt-Platz.jpg#/media/File:Salzburg_Denkmal_Franz_Rehrl_Max-Reinhardt-Platz.jpg / CC BY 3.0

Austausch untereinander. Die Kriminalität im Internet gab es bereits vor 2020, und es wird sie auch nach 2022 noch geben. Ein völliges „Abdrehen“ dieser Form von Kriminalität ist sicher unmöglich. Alles, was wir tun können, ist uns vorzubereiten.

International geschieht dies schon seit 20 Jahren. Damals unterzeichneten die 26 Länder des Europarats neben den USA, Kanada, Japan und Südafrika das „Übereinkommen über Computerkriminalität“, auch bekannt als Budapest-Konvention, um die länderspezifischen Computerstrafrechtsregelungen anzugleichen. Unter ande-

rem sollen Internetanwender oder Domain-Besitzer grenzüberschreitend identifiziert oder Web-Sites, deren Inhalte gegen die Konvention verstoßen, grenzüberschreitend aus dem Netz entfernt werden können.

Wegen der erheblich gestiegenen Gefahren hat die Europäische Kommission Ende März 2009 einen Fünf-Punkte-Plan zum Schutz kritischer Informationsinfrastrukturen vorgestellt. Er sieht unter anderem die Einrichtung eines Frühwarn- und Informationsnetzes sowie die Aufstellung von einheitlichen Kriterien für europäische kritische IKT-Infrastrukturen vor.



Prof. Wolfram Kreipl BEd (Vi)

ist Mittelschullehrer. Er unterrichtet Mathematik, Physik und Informatik.

LESERBRIEF

ACADEMIA 4/2021: „SPRACHLOSIGKEIT DROHT“

Der Beitrag von Wilhelm Ortmayr „Sprachlosigkeit droht“, in dem zwei junge Germanistinnen über ihre schulischen Erfahrungen im Deutschunterricht berichten, hat mich erschüttert: Er fällt unter die Kategorie: Das Gymnasium schafft sich selber ab. Die beiden jungen Kolleginnen erkennen klar die Schwächen des heutigen Gymnasiums, zumindest im Großraum Wien, sind aber sichtlich machtlos!

Um es vorwegzunehmen: Was an der Schule geschieht und nicht geschieht, entscheiden mindestens zu 80 Prozent Lehrer und Direktor, nicht die Bildungsdirektion, nicht

das Ministerium. Ein leistungsorientiertes und solidarisches Lehrerkollegium mit einem verlässlichen Direktor würde solche Missstände, wie hier beschrieben, nie zulassen.

Zum Deutschunterricht: Wenn Kinder aus der Volksschule kommen, die die Voraussetzungen für das Gymnasium nicht mitbringen und auch keine Chance besteht, dass sie das lernen, gehören sie in die Mittelschule. Diese ist besser in der Lage, mit Lerndefiziten umzugehen.

Wer am Ende der Unterstufe nicht in der Lage ist, fehlerfrei zu schreiben, gut zu lesen und hochdeutsch zu sprechen, darf nicht in die Oberstufe aufgenommen

werden. Dazu gehört auch, in der Unterstufe anspruchsvolle Literatur zu lesen.

Was das beklagte „Üben von Textsorten“ angeht: Die Textsorten Zusammenfassung, Erörterung und Leserbrief können bereits in der Unterstufe erlernt und geübt werden; in der Oberstufe kommen dann der Kommentar, die Textanalyse, die Interpretation und die Meinungsrede dazu, das soll am Ende der 6. Klasse abgeschlossen sein. In den Schularbeiten der 7. und 8. Klasse wird das dann ständig geübt. Es bleibt somit genügend Zeit, parallel dazu wertvolle Literatur zu lesen und einen anspruchsvollen Literaturunterricht zu gestalten und die vermittelten Inhalte auch zu prüfen.

Ob das Thema der schriftlichen Matura ist oder nicht, spielt hier keine Rolle. Dass der Gesetzgeber es versäumt hat, einen verpflichtenden Literaturkanon festzusetzen, enthebt uns Deutschlehrer nicht der Verantwortung, grundlegende literaturgeschichtliche Kenntnisse zu vermitteln.

Es gilt, was die Initiative „Pro Gymnasium“ verlangt: „Wenn wir wollen, dass auch unsere Enkel ein achtjähriges Gymnasium besuchen können, das diesen Namen verdient, werden wir diesen Anspruch steigern bzw. wiedergewinnen müssen!“

**Mag. Wolfgang Türtscher (Le)
6840 Götzis**

„POLITIKER UND IMPRESARIO“

ROBERT KRIECHBAUMERS LÄNGST FÄLLIGE REHRL-WÜRDIGUNG

RAIMUND LANG (ILH, FcC)

Schon die Titelseite lässt schmunzeln: Der gekonnte Strich des professionellen Karikaturisten zeigt uns vor dem schemenhaften Hintergrund der Stadt Salzburg einen Thespiskarren, auf dessen Kutschbock Arturo Toscanini den Dirigentenstab schwingt, während Max Reinhard mit der einen Hand die Zügel führt und mit der anderen ein Schild mit dem kühnen Versprechen „Für Jedermann etwas“ hochhält; auf dem Zugpferd aber reitet ein etwas rundlicher Mann mit dicker Brille, der mit beiden Händen die große Trommel schlägt, auf der diskret seine Identität vermerkt ist: Dr. Rehl.

Ihm gilt auch der Titel des Buches: „Politiker und Im-

presario“. Geht man in Salzburg durch die Hofstallgasse das Festspielhaus entlang, so stößt man in der Fluchtlinie auf sein Denkmal, eine Büste mit dem markanten, etwas verschleierte Blick, eingefasst von Reliefs, die seine Leistungen für Stadt und Land andeuten, von denen letztlich ganz Österreich profitierte.

Dass Rehl einer der „Väter“ der Salzburger Festspiele war, ist uns Heutigen kaum mehr bewusst. Er gehört in eine Reihe mit den großen Gründergestalten, allen voran Max Reinhard und Hugo von Hofmannsthal, aber auch Franz Schalk, Richard Strauss und Bernhard Paumgartner. Es ist vielleicht natürlich, dass man bei Be-

trachtung eines Kunstfestivals vor allem die Künstler wahrnimmt, aber es ist ein schlichtes Faktum, dass ein Unternehmen wie die Salzburger Festspiele ohne wirtschaftliche Basis und politische Stütze keine Lebensfähigkeit gewinnt. Diese geschaffen und gesichert zu haben, war die große Leistung des Franz Rehl.

In der großartigen Ausstellung des „Salzburg Museums“ zur Saekularfeier der Festspiele wird dieser Umstand seltsamerweise kaum akzentuiert. Es ist also eine Lücke, in die Robert Kriechbaumer (R-J), emeritierter Universitäts-Professor für Neuere österreichische Geschichte an der Paris-Lodron-Universität, mit diesem neuen Band stößt, eine Lücke, die längst der Schließung bedurfte.

Franz Rehl (1890–1947), Urmitglied bei Almgau Salzburg (MKV) und Austria Wien (CV/ÖCV), dessen Geburtshaus im heutigen Festspielbezirk stand, war Salzburgs prägende politische Gestalt der Zwischenkriegszeit und hatte als Politiker der Christlichsozialen Partei



von 1922 bis 1938 das Amt des Landeshauptmanns inne. Selbst ohne künstlerische Begabung und Erfahrung erkannte er die Bedeutung der Salzburger Festspiele für das Ansehen Salzburgs und Österreichs, sowohl in künstlerischer als auch in ökonomischer Hinsicht. Dem seit seiner Gründung zwar erfolgreichen, aber dennoch Jahr für Jahr in Frage gestellten Kulturereignis schuf er eine solide Grundlage, gewann damit das Ansehen höchst sensibler Künstler wie Reinhard und Toscanini, und holte seinen Freund Clemens Holzmeister (Nc, CII, AGS) nach Salzburg, der innerhalb von knappen zwei Jahrzehnten durch nicht weniger als drei Umbauten aus den alten bischöflichen



Das Rehldenkmahl, ein Werk von Jakob Adlhart (Reliefs) und Hans Pacher (Büste), entstand Anfang der 50er-Jahre; derzeit muss es vorübergehend der Renovierung des Franziskanerklosters weichen, in dessen Mauer es integriert ist.

Stallungen ein Konzert- und Opernzentrum von internationalem Format formte. Dabei legte er nicht nur ein eminentes wirtschaftliches Talent an den Tag, sondern erwies sich als feinfühligere Kommunikator, der seine Ziele mit einer Mischung von kreativer Phantasie und akademischer Bauernschläue zu verfolgen und zu erreichen verstand. Selbst Max Reinhard legte die finanzielle Misere um sein Schloss Leopoldskron in Rehrls Hände.

Kriechbaums Buch schildert diesen Weg in chronologischen Schritten, ergänzt um eine Bilddokumentation und eine Dokumentensammlung, erzählt aber auch die Vorgeschichte der Salzburger Mozartpflege, referiert die mit den Festspielen verbundenen gesellschaftlichen Schauläufe und Kontroversen, so auch die nicht allein von den aufstrebenden Nazis forcierten, sondern auch in traditionell christlichen Kreisen verwurzelten antisemitischen

Ressentiments, das hegemoniale Tauziehen zwischen Salzburg und Wien und die erfolgreiche – wenn auch letztlich vergebliche – Profilierung des Festivals als authentisch österreichisches Kulturereignis von Weltrang, auf die nach den Terrorjahren eine neue Generation aufbauen konnte.

Aufgabe des Rezensenten ist nicht die Vorwegnahme des Lesevergnügens, sondern Warnung oder Empfehlung –

im vorliegenden Fall trifft Letzteres mit Nachdruck zu. Das Buch ist eine ungemein faktenreiche österreichische Geschichtslektion und ab sofort eine unentbehrliche Bereicherung zur Salzburger Festspielliteratur.

Robert Kriechbaumer (R-J):
Politiker und Impresario.
Landeshauptmann
Dr. Franz Rehrl und die
Salzburger Festspiele
Böhlau Verlag
ISBN: 978-3-205-21261-4

LESERBRIEFE

ACADEMIA 5/2021:

Zur letzten ACADEMIA muss ich einmal mehr sagen: Meine Erwartung, „in politics“ mehr Meinung, mehr Information, mehr Standpunkte zu erfahren (sieht man von Cbr. Kaspars [Am] Beiträgen ab), wurde einmal mehr enttäuscht. Es gibt einige interessante Beiträge, leider wenig Leserbriefe, auch wenig zum beispiellos hasserfüllten Polit-Klima, zur total destruktiven Opposition, wenig zur immerhin bürgerlich dominierten, weitgehend durchaus positiven Regierungsarbeit, von positiven Worten zu Kanzler Kurz gar nicht zu reden, usw. Sorry, aber die ACADEMIA hat sich in meinen Augen zur Allerweltszeitschrift entwickelt.

Es geht um unseren Cartellbruder Blümel (Nc). Der wird seit Jahr und Tag mit Dreck beworfen, von der Opposition, auch von den Medien, wird als unfähig dargestellt

(„er kann es nicht“) etc. Es würde nicht nur mich freuen, käme die ACADEMIA einmal auf die Idee, etwas Positives über diesen Mann zu schreiben – jenen Finanzminister, der Österreich nachweislich finanziell bisher gut über Corona drübergebracht, finanzielle Hilfen sondergleichen ausgeschüttet hat, jetzt schon wieder Schulden abbaut, dessen Finanzpolitik heute sogar, man fasst es kaum, im ORF gewürdigt wurde (freilich ohne den Namen zu nennen). Sogar der ausgeschiedene Neos-Abgeordnete Schellhorn, wahrlich ein Wissender, hat Blümel bei seinem Abgang ausdrücklich gewürdigt. Aus CV-Kreisen hat man solches bisher vermisst.

Das waren nur Beispiele, die sich fortsetzen ließen. Man hat den Eindruck, die (türkise) ÖVP ist dem CV, der ACADEMIA im Speziellen, kein weiteres Wort – schon gar kein würdigendes, gar

lobendes, von mir aus auch konstruktiv kritisches – wert. Da kann ich nur sagen: Es lebe die Zukunft – und dies mit Bundeskanzler Kurz!

Dr. Franz Oswald (FIP)
1230 Wien

ACADEMIA 5/2021:

Ich bin seit Jahren mit den Beiträgen in der ACADEMIA nicht einverstanden. Ich bin kein Schwarzer und schon gar nicht ein Türkiser. Ich bin ein Roter, Sozialdemokrat, seit Kreisky. Wie kann man eine Partei offen und versteckt unterstützen, die so inhaltsleer wie dieser Sebastian Kurz daherkommt? Er und seine Clique sagen ständig, sie machten eine Politik auf Grundlage der christlichen Soziallehre. Diese Bagage ist weder christlich und schon gar nicht sozial. Die sollen mal ein paar Bücher vom hochverehrten Papst Franziskus lesen, „Diese Wirtschaft

tötet“ zum Beispiel. Noch viel besser wäre eine reale Politik im Sinne von Franziskus. Ich will mir künftig keine Stelzers oder Jäger oder Ähnliches in der ACADEMIA vorsetzen lassen. In dieser ungerechten, in Flammen stehenden Welt hätten wir genug Arbeit. Aber der CV hält an alten Riten fest, die vor 100 Jahren geboren worden sind. Ich glaube nicht mehr an den nötigen Aufbruch des CV.

Dr. Hans Maier (Trn)
8330 Feldbach

ACADEMIA 5/2021:

Danke für das Septemberheft. Seit Jahrzehnten befinde ich mich mit meiner CV-Mitgliedschaft in einer Sinnkrise. Was tut unser Verband, was tun unsere Verbindungen, was tun die tausenden jungen und alten Mitglieder, um Religio, Patria und Scientia hochzuhalten? Sie pflegen



Andreas Unterberger

Das ganz unkorrekte
Tagebuch zu Politik,
Wirtschaft und Gesellschaft
**Österreichs meistgelesener
Internet-Blog:**
www.andreas-unterberger.at

wohl die Amicitia, treiben aber ansonsten im Mainstream. Nicht einmal gegen die schwachsinnige „Tschenderung“ getrauen sie sich aufzumucken. Die katholische Amtskirche hat sich zu Linksgrün in die Klimareligion hineinfusioniert, Österreich löst sich der EU auf. Die EU hat selbst nichts mit Europa am Hut und bekämpft das Christentum. Immerhin beweist die ACADEMIA, dass eine Handvoll von Cartellbrüdern an unsere Prinzipien erinnert. Wenn die Kurz-ÖVP standhaft bleibt und die FPÖ sich entgegen aller medialer Anfeindung wieder erholt, könnte es aber Hoffnung geben.

Dr. Edgar Pree (A-D)
4040 Linz

ACADEMIA 5/2021: „DIE WAHNWELT DES SPRACHGENDERNS“

Im Beitrag von Engelbert Washietl (Rt-D) wird ausgeführt, dass Johanna Dohnal 1990–95 die erste Frauenministerin Österreichs war. Doch die ab 1966 in der ÖVP-Alleinregierung amtierende

Grete Rehor war die erste österreichische Ministerin überhaupt.

Dr. Hermann Lochmann (Kb)
5020 Salzburg

ACADEMIA 5/2021: „ALTER MESSRITUS – PRO UND CONTRA“

Die instruktive Einleitung durch den Herausgeber lässt das eigentliche Problem schon glasklar erkennen: es geht nicht um unterschiedliche Messliturgie, sondern um die wahre Lehre. Das spiegelt sich in den beiden Beiträgen der Pro- und Contra-Schreiber wider: Cbr. Krieg (Am) möchte mit der Hl. Messe gem. Liturgiereform nach dem II. Vatikanum die unabänderliche Wahrheit in unsere Zeit, zu den Menschen unserer Zeit und mit den Mitteln unserer Zeit hineinbringen, für Cbr. Fischer (Rt-D) steckt in der Hl. Messe gem. tridentinischem Ritus die unverkürzte Wahrheit. Da wird es wohl zwei Wahrheiten geben müssen. Oder gar mehr? Sehr wahrscheinlich, weil die Meinung der beiden Autoren nur etwa 10

Prozent der Gläubigen, nämlich jene, die halbwegs regelmäßig am Sonntag einer Hl. Messe beiwohnen, abdeckt. Was denken die anderen 90 Prozent? Wenn wir jene immer weniger werdenden, die nur mehr aus Gewohnheit katholisch sind, ausblenden, dann geht mir die Meinung aller jener ab, die weder an eine Wahrheit gem. Trienter Konzil noch an eine Wahrheit gem. II. Vatikanum glauben, sondern nach einem katholischen Glauben, ähnlich einem Haus auf einem festen Fundament, rufen, der die Botschaft Jesu in der Sprache der jeweiligen Zeit verkündet, nicht mit der Vernunft und dem kontingenten natur- und humanwissenschaftlichen Erkenntnisstand querliegt, nicht in einem Mizwot-ähnlichen Katechismus mit 2865 Randzahlen unser Leben strikt reglementiert, sondern Menschenrechte (inkl. Nichtdiskriminierung) beachtet, Mitbestimmung auf Augenhöhe einräumt, uns auf dem Weg ins Reich Gottes die von Paulus im Galaterbrief versprochene Freiheit gewährt und die Beachtung der drei in unserer Zeit gefragten Tugenden, nämlich Wahrhaftigkeit (bis auf die Knochen), Solidarität (mit allen Menschen, nicht nur im eigenen Land) und Transparenz (quer durch alle Entscheidungsebenen), einfordert. Haben diese Gläubigen keine Stimme im CV?

**Univ.-Prof. Dipl.-Ing.
Dr. Wolfgang Oberndorfer (Nc)**
3021 Pressbaum

ADDENDUM:

Zur Strecke „Alter Messritus – Pro und Contra“ haben uns Zuschriften aufmerksamer Leser erreicht, dass die Liturgiereform nicht vom II. Vatikanum als solchem beschlossen wurde, sondern von der vom Vatikanum eingesetzten Liturgiekommision zur Umsetzung der Konzilsbeschlüsse. Wir danken für diesen wichtigen Hinweis.

ACADEMIA 5/2021: REZENSION „DIE SELBST- GERECHTEN“

Nach der Vorstellung von Sahra Wagenknechts Buch „Die Selbstgerechten“ in der letzten ACADEMIA jetzt das Grazer Wahlergebnis! - Wo bei Elke Kahrs Erfolg sicherlich nur darauf zurückzuführen ist, dass sie gerade mit den sogenannten „Lifestyle-Linken“ nichts zu tun hat, sondern eben – nicht „an den 'einfachen Menschen' vorbei“ das soziale Thema rund um leistbares Wohnen identisch besetzt. Ob sie zudem aber ein „ökonomisches 'Gegenprogramm'“ zu liefern im Stande sein wird, mag bei ihr ebenfalls angezweifelt werden. - Leider ist meiner Meinung nach bei uns in den letzten Jahren aber politisch doch Gravierendes fehl gelaufen.

Dr. Wolfgang Pannold (EKG)
8101 Gratkorn

STARKE WETTERUMSCHWÜNGE ELEGANT ABSCHÜTTELN.



NEU! Mehr Inspiration
im *PREFARENZEN*
Online-Magazin

prefarenzen
.com

STARK IM DESIGN UND BEI EXTREMEN BEDINGUNGEN.

Geht es um die moderne Gestaltung von Dächern und Fassaden, setzen viele Bauherren, Architekten und Planer auf PREFA und den einzigartigen Werkstoff Aluminium. Denn neben den unzähligen innovativen Möglichkeiten, die Aluminium bietet, sorgt das abgestimmte Komplettsystem und die persönliche Beratung für Lösungen aus einer Hand.

WWW.PREFA.AT



STARK WIE EIN STIER

Denk ausgezeichnete
Beratung auch
in besonderen
Zeiten.



Danke an unsere
Kundinnen und Kunden!

Denk



Beratung
per Klick,
per App,
persönlich.